



Die
Karawane

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



ARMENIEN

Reisen in das östliche Anatolien

Bild auf der Titelseite:

Kreuzkirche von Aktamar (Achtamar) auf einer Insel des Van-Sees. Der Stifter, König Gagik I., überreicht Christus das Modell der Kirche, zwei Engel halten das Kreuz, dem die Kirche gewidmet ist. (10. Jahrhundert).

DIE KARAWANE

Heft 2 – Jahrgang 1968

ARMENIEN

Reisen in das östliche Anatolien



Herausgegeben
im Verlag „Die Karawane“ mit Unterstützung des
BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Hochschulprofessor a. D. Moritz Edelmann VÖLKERSCHICKSAL ARMENIEN	3
Dr. Vera Friederike und Dr. Hellmut Hell ARMENISCHE REISE Kirchen und Klöster in Ostanatolien	15
Lic. Dr. Gert Hummel ZUR GESCHICHTE DER ARMENISCHEN KIRCHE	39
Peter Albrecht TUR'ABDIN – DER BERG DER KNECHTE GOTTES	53
Peter Albrecht ARMENISCHES ZWISCHENSPIEL	61
Dr. Kurt Albrecht DAS KÖNIGREICH KOMMAGENE Eine Reise zum Nemrud Dagh	63
Dr. Vera Friederike Hell Der ISAK PASA SARAY IN DOGUBAYAZIT	72
Dr. Franz Ulrich Simon MIT DER BAGDADBAHN IN DAS LAND DER HETHITER	76
Aus dem Kreis unserer Freunde	80

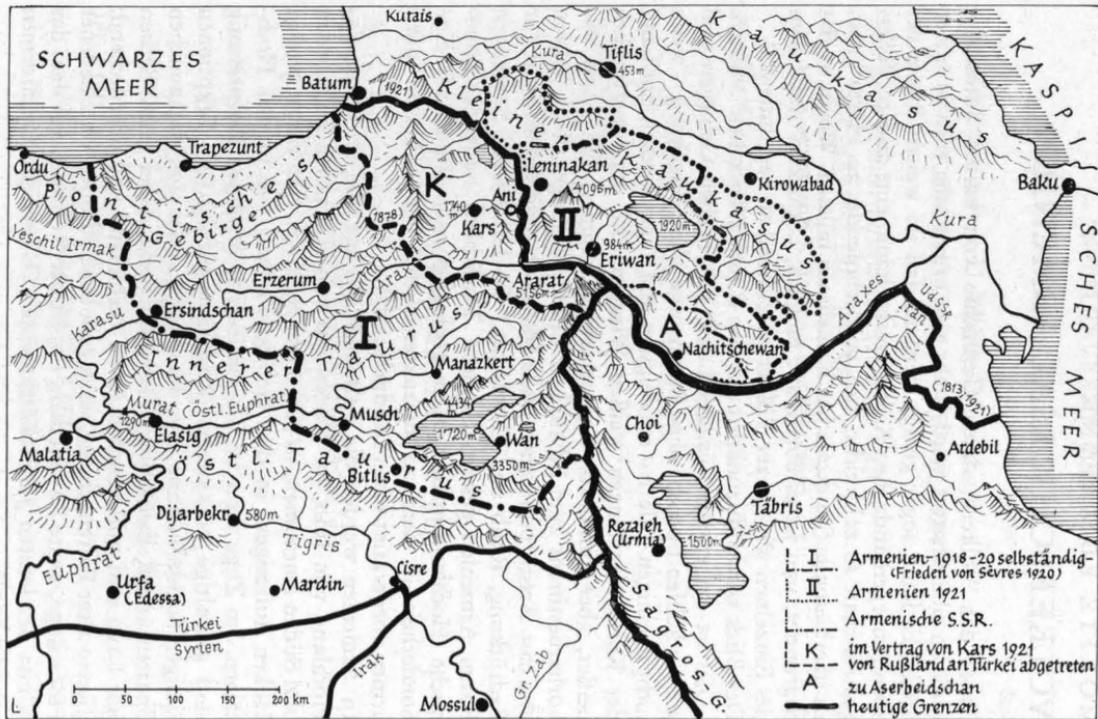
VÖLKERSCHICKSAL ARMENIEN

Unter den Völkern, deren Geschichte von harten Schicksalsschlägen überschattet wird, steht das armenische mit an erster Stelle. Es kann sogar gesagt werden, daß im weiten Raum des abend-morgenländischen Kulturkreises kaum eine andere Volksgemeinschaft so zahlreiche, sich wiederholende, an Härte kaum zu überbietende Schicksale hat hinnehmen müssen. Worin ist das begründet, und ist es überhaupt möglich, „Schicksal“ im Leben des Einzelnen wie ganzer Völker zureichend zu begründen?

Der Blick wird sich zunächst auf den Raum „Armenien“ richten. „Dies ist ein ernstes düsteres Land, mit rauhen Gebirgen und weiten kahlen Ebenen, ohne Bäume und ohne Vogelsang – wenn nicht in einigen Tälern – schweigsam und abgeschieden. Ein Land der Kälte, der langen weißen Winternächte und unerfreulich heißer, aber kahlbraun anzusehender Sommer. Ein Land wie vorherbestimmt zum Schauplatz des Unterganges einer Nation und zur Arena politischer Nichtigkeit, wie vorherbestimmt für Bedrückung, Raub und Gewalttat.“ So hat Ewald Banse den Raum Armenien gekennzeichnet.¹ Tatsächlich stellt das armenische Hochland geographisch-geologisch wie klimatisch eine Sonderheit in dem an charakteristischen Landschaften nicht armen vorderasiatischen Landgebiet dar.

In Armenien werden die Faltengebirgszüge, die im Osten das Hochland von Iran, im Westen das von Kleinasien im Norden und Süden einrahmen, so zusammengedrängt, daß sie zu großen Höhen aufsteigen, in den Gebirgskämmen wie in den Hochtälern. Im Zuge ihrer im älteren Tertiär erfolgten Aufpressung sind gewaltige vulkanische Ausbrüche erfolgt, als Eruptionen riesiger Schichtvulkane wie des Ararat, oder aus vulkanischen Spalten und Reihenkratern hervorquellend, dabei ganze Becken mit Lava und vulkanischer Asche verhüllend und überdeckend. „Reste alter Faltengebirge, stark gehobene Schollen verschiedener Höhenlage, weite Lavadecken, das ist der Rohstoff, aus dem das Klima der letzten Jahrzehnttausende die heutigen Landformen gebildet hat“².

Armenien ist ein Gebirgshorst inmitten von Hochebenen und Tiefländern. Der höchste Berg, der Ararat, erreicht 5150 m; die großen Seen liegen in Mittelgebirgshöhen, der Urmiasee auf 1300, der Wansee auf 1700, der Göktschaisee gar auf 1900 Metern. Diese Höhenlagen bewirken ein für diese Breiten ungewöhnlich rauhes Klima mit langen, schneereichen Wintern und kurzen,



unerfreulich heißen Sommern. Die Folge ist ein dürftiges Pflanzenkleid, nahezu ohne Wald, mit niedriger Strauch- und Steppevegetation. Nur in den wenigen, tiefer gelegenen Tälern bieten sich freundlichere Bilder, so im Tale des nördlichen Hauptflusses, des Araxes, an den beiden Quellflüssen des Euphrat, dem Murad- und Kara Su, in kleineren Becken, am Wansee und einigen anderen Orten. Diese anbau- und kulturfähigen Einzel Landschaften liegen aber weit auseinander und sind durch hohe Gebirgsriegel voneinander geschieden. Eine zentrale, die Randgebiete räumlich beherrschende Zone fehlt in Armenien; der Raum bietet geographisch keine ausreichende Möglichkeit zur Entfaltung einer politischen Zentralmacht. Das Land ist daher stets in einzelne Machtbereiche kleinerer Teilfürsten aufgesplittert gewesen; ein politischer Zusammenschluß hat, wenn überhaupt, nur kurze Zeiträume hindurch bestanden.

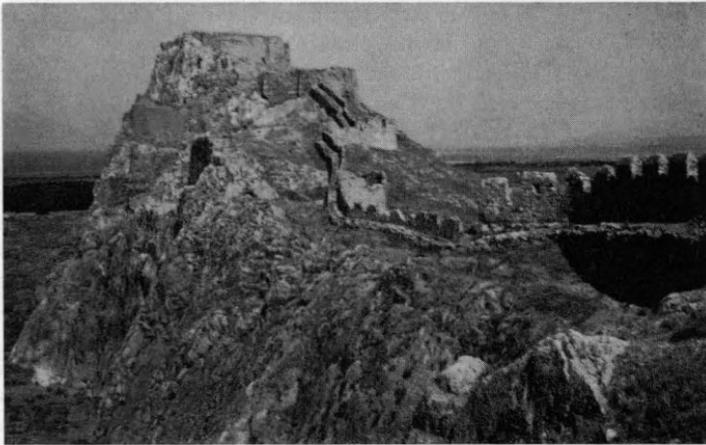
Entscheidend muß dazu die Eigenart des Raumes Armenien aus den Beziehungen zu den umliegenden Landschaften verstanden werden: der Gebirgshorst Armenien liegt in einer zentralen Schlüsselposition zwischen den Hochebenen Anatoliens und des Iran. Im Norden begrenzen ihn die fruchtbaren Ebenen und Täler der Kaukasusländer und leiten über zu den riesigen Einheitsebenen Osteuropas; im Süden schließen sich die Schwemmländer Mesopotamiens an, Ursprungsgebiet abendländischen Kulturlebens; sie führen zur arabischen Tafel hin, aus deren Steppen und Oasen die den vorderen Orient noch heute beherrschenden Kräfte vorbrachen. Nach Norden wie nach Süden fällt dabei der armenische Gebirgshorst steil ab; vor allem die Lage nach Mesopotamien zu ist überwältigend: „Das Land vom Persischen Golf bis zum Mittelmeer liegt vor einer Armenien beherrschenden Großmacht da wie ein von den Kanonen des Hauptwalls beherrschtes Festungsglaci.“³

Ebenso günstig für Armenien bieten sich die Verhältnisse im Westen und Osten dar: Von Persien nach Anatolien führen zwei natürliche Straßen durch das Hochland, die nördliche durch das Tal des Araxes über Eriwan und Erzurum zum Kara-Su, von dort ins Tal des Kisil-Irmak, des alten Halys; die südliche vom Urmia- zum Wansee, von dort entweder ins obere Tigris-tal oder zum Murad-Su. Wer vom Iran nach Anatolien will oder umgekehrt, muß durch diese leicht zu verteidigenden Pässe, und Armenien hält auch hier die Schlüsselpositionen in Händen. „Die Geschichte Armeniens besteht daher aus nicht viel anderem als den Versuchen der Staaten Vorderasiens, die armenischen Pässe und Tore in ihre Gewalt zu bringen, von den Kämpfen der Assyrer gegen das urarmenische Reich Urartu bis zu den Kriegen

Roms gegen die Parther, der Byzantiner gegen die Neuperser, Turkmenen und Seldschuken, der Türken gegen die Perser und Russen.“⁴

Der Blick in die Geschichte Armeniens bestätigt dieses zunächst stark generalisierend erscheinende Urteil: Armenien ist in den rund 2500 Jahren, über die wir seine Geschichte verfolgen können, eigentlich nur ein einziges Mal im ganzen Umfang selbständig gewesen, nach der Eroberung des Perserreiches durch Alexander d. Gr. In dieser Zeit der hellenistischen Staatenbildungen, in den letzten Jahrhunderten vor der Zeitenwende entstand ein Reich Großarmenien unter einer einheimischen Dynastie. Ihren Höhepunkt, aber zugleich ihr Ende bildete die Regierung des Königs Tigranes' II., dem die ältere Geschichtsschreibung den Namen des Großen beigelegt hat. Er regierte von 95 bis 55 v. Chr., dehnte sein Reich durch Eroberung Syriens bis ans Mittelmeer aus und ist in der abendländischen Geschichtsschreibung besonders bekannt als der Schwiegervater des Königs von Pontos, Mithridates' VI., des großen Gegners der Römer in Kleinasien. Da er ihn unterstützte, geriet Tigranes ebenfalls in Kämpfe mit den Römern; er wurde besiegt und mußte sein Land unter die Oberhoheit Roms stellen. In der Folgezeit wurde Armenien ein Pufferstaat zwischen dem römischen und dem parthischen Staatsgebiet und damit begann, was sich dann immer wiederholte: der armenische Raum war nie völlig selbständig, man muß allerdings hinzufügen, auch nie völlig unselbständig. Zweierlei ist dabei entscheidend. Das Land hat niemals als ganz unterworfen gelten können. Seine verwickelt gebirgige Bodenform, die Unwegsamkeit, die unzugänglichen Schluchten und abgelegenen Hochflächen boten so viele Schlupfwinkel und Möglichkeiten des Ausweichens, daß es einem Teil der Bewohner immer wieder gelang, sich des Zugriffs irgendwelcher Feindheere zu entziehen. Es ist begreiflich, daß die Unterwerfungsmethoden der Fremdherrscher sich angesichts solcher Schwierigkeiten zu immer größerer Härte steigerten: das ist in jenen Zeiten nicht anders gewesen als in heutigen Dschungelkriegen.

Dazu: seit den Zeiten der Römer und Parther hat Armenien die feindlichen Invasionen immer von zwei, später drei Seiten erfahren, ist stets Puffer zwischen den Machtbereichen der angrenzenden Großstaaten gewesen. Es hat sogar eine Reihe von Teilungen gegeben, die nicht so bekannt wie die vielberufenen „polnischen Teilungen“, aber für Land und Volk nicht weniger hart waren als diese. In den Jahren 387 und 591 wurden Teilungsverträge zwischen dem byzantinischen und dem Perserreich der Sassaniden, 1555 und 1639 solche zwischen Persien und der Tür-



Van-Kale. Die Burg auf dem Felsen über der alten Stadt Van mit Befestigungen, Gräbern und Inschriften seit der Zeit der Urartäer.

kei abgeschlossen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat als dritte Macht das zaristische Rußland auf, das nach Kämpfen mit der Türkei und Persien die nördlichen Teile des Landes an sich brachte, und diese Dreiteilung Armeniens besteht bis in die Gegenwart. Es ist wiederum verständlich, daß die armenischen politischen Kräfte versucht haben, die Mächte gegeneinander auszuspielen, was nur zu härteren Maßnahmen in den einzelnen Landesteilen führen mußte: Schicksal des Schwachen zwischen den Starken!

Die Geschichte Armeniens bietet so Beispiele von Verfolgungen und Drangsalen, wie sie in dieser Häufigkeit und Härte kaum sonst auftreten: Zerstörung von Dörfern, Städten und ganzen Landstrichen, Deportationen und Ausmerzen, andererseits Auswanderung ganzer Volksteile. Dazwischen hat es Lichtzeiten gegeben, in denen im Zustande einer gewissen Halfreiheit das Land in erstaunlichem Maße aufblühte. Eine solche Zeit sind die Jahre nach dem Untergang des Reiches des Tigranen gewesen. Unter der Oberhoheit der Sassaniden wurde in Armenien als erstem Staat der Geschichte das Christentum als Staatsreligion eingeführt und in der Folgezeit in harten Kämpfen, geradezu Religionskriegen, behauptet. Die Abwehr richtete sich gegen die Sassaniden, die versuchten, den Feuerkult des Zoroaster durchzusetzen, aber auch gegen Byzanz, das seine orthodoxe Glaubensrichtung gegen das monophysitische Bekenntnis der Armenier zur Anerkennung bringen wollte. In beiden Fällen behauptete sich die armenische Kirche und wuchs in den langen

Kämpfen zu solcher innerer Kraft heran, daß sie nach dem Sieg der Lehre Mohammeds als einzige in Vorderasien erhalten blieb, während die Christengemeinden Kleinasiens, Syriens und Nordafrikas ebenso schnell dem Islam erlagen wie die Religion des Zoroaster im Iran.

Die Zeit unter den Kalifen, den Omajaden wie den Abbassiden, ist nach anfänglichen Kämpfen und Verfolgungen dann wiederum eine Periode der Erholung und des Aufschwungs geworden. Im zehnten und elften Jahrhundert erlangte das Land unter verschiedenen Königen und Kleinkönigen aus dem Hause der Bagratiden fast Selbständigkeit und erlebte eine Zeit der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte.

Das Ende dieser Glanzzeit, wenn man den Ausdruck anwenden will, kam mit dem Eingreifen der türkischen Stämme in die Geschichte Vorderasiens, zunächst der Seldschuken, dann der Osmanen. Wie die anderen Gebiete des Vorderen Orients und Nordafrikas wurde Armenien erobert und besetzt. Einige kleinere Fürstentümer konnten in abgelegenen Gegenden zunächst überstehen, sonst wuchs sich die Lage besonders unter den osmanischen Herren zunehmend zu einem Verfall politischen wie kulturellen Lebens aus und führte zu stärkster Auswanderung. Im Jahre 1080 verließ ein ganzer Stammesverband seine Wohnsitze im armenischen Hochland und zog zum Kilikischen Taurus, gründete dort das kleinarmenische Reich, das sich, zum Teil in Anlehnung an die christlichen Kreuzfahrerstaaten – sein König Leo II. erlangte im Jahre 1195 die Belehnung vom deutschen Kaiser Heinrich VI. – bis zum Jahre 1375 behauptete. Auch sonst verließen viele angesehene wie tüchtige Armenier ihr Heimatland und gründeten die armenischen Kolonien in anderen Ländern, die zum großen Teil bis heute bestehen.

Das neunzehnte Jahrhundert hat dann dem armenischen Volke die härtesten Prüfungen auferlegt. Die von der großen französischen Revolution und der deutschen Romantik vorgetragenen Ideen und Lehren der Völkerfreiheit und -selbstbestimmung wurden auch von Armeniern aufgegriffen, naturgemäß zunächst von den im Ausland Lebenden, die dann für die Freiheit ihres Heimatlandes eintraten; sie führten zudem ein Wiedererstehen des kulturellen Lebens in ihrem Volke herauf. Aber was bei anderen Völkern – Griechen, Serben, Bulgaren, Rumänen – wenn auch nach langen harten Kämpfen und Opfern schließlich zum staatlichen Zusammenschluß führen sollte, schlug bei den Armeniern, vor allem im türkischen Teil des Landes, zur größten Katastrophe aus. Hier hat, in den Jahren nach 1895 und im ersten Weltkrieg, die erste systematische Volksvernich-



Relief eines urartäischen Königs von der Felswand von Dogubayazit.



Burgfelsen von Van. Urartäische Inschrift in assyrischer Keilschrift am Grab des Königs Argistis I.

tung der Neuzeit stattgefunden, nur in der angewandten Form sich von den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit unterscheidend. Sie wurde durchgeführt von nachgeordneten Stellen des damals von inneren Kämpfen heimgesuchten türkischen Staates und den von diesen bewaffneten und aufgehetzten Kurden. Das tragische Schicksal des unglücklichen Volkes wiegt um so schwerer, als seine Hoffnungen auf Einigkeit und Freiheit von westeuropäischer Seite geweckt, genährt und schließlich aus Gründen der hohen Politik grausam enttäuscht worden sind. Fridtjof Nansen, der als Kommissar des Völkerbundes im Jahre 1928 das russische Armenien besucht und betretet hat, spricht in seinem Buch „Betrogenes Volk“ das bittere Wort aus: „Wehe dem armenischen Volk, daß es in die europäische Politik verwickelt wurde. Ihm wäre besser, wenn sein Name nie im Munde eines europäischen Diplomaten gewesen wäre.“⁵

Es ist begreiflich, daß bei einem Volk mit so wechselhafter Geschichte die Frage nach dem Volkscharakter gestellt wird. Das ist oft geschehen, aber die widersprechenden Urteile zeigen auch hier nur, wie unbefriedigend eine solche Fragestellung immer wieder bleiben muß. Einig sind sich die Urteiler im Grunde über eins: es handelt sich um ein hochbegabtes Volk, dessen Leistungen auf geistigem, vor allem religiösem, literarischem, baukünstlerischem Gebiet den Vergleich mit anderen Kulturnationen nicht zu scheuen brauchen. Die Armenier haben um 400 n. Chr. ein eigenes Alphabet entwickelt, das bis heute verwendet wird; sie haben früh eine Schriftsprache besessen und literarische Werke geschaffen, die zur Weltliteratur zählen. Allgemein anerkannt sind der zähe Widerstandswille und die beispielhafte Regenerationskraft, die nach scheinbarem Untergang immer wieder den Weg nach oben gefunden hat. Gerühmt werden dazu die wirtschaftlichen Fähigkeiten, oft mit einem abschätzigen Unterton, durch den der Armenier dann geradezu als der gerissenste Handelspartner des gesamten Orients erscheint, sicher mit derselben Übertreibung, die auch anderen geschäftlich geschickten Völkern aus diesem Lebenskreis zudgedacht worden ist und wird. Stark auseinander gehen die Urteile über die politischen und militärischen Fähigkeiten. Sie sind dem armenischen Volk direkt abgesprochen⁶, oder doch hart kritisiert worden⁷. Demgegenüber wird mit allem Ernst darauf hingewiesen, welche hervorragenden Leistungen Männer armenischen Blutes in Diensten anderer Staaten gezeigt haben. Es gibt viele Beispiele hierfür in der Geschichte des russischen, persischen, türkischen, am bekanntesten der des byzantinischen Reiches. Auf dem Thron von Byzanz haben mindestens zehn Kaiser – bei einigen weiteren



Trapezunt. Sophienkirche (Mitte des 13. Jahrhunderts), heute Museum.

ist die Abstammung zweifelhaft – armenischer Abkunft gessen, darunter die unbestritten Tüchtigsten in der langen Herrscherliste dieses tausendjährigen Reiches. Armenischer Abstammung ist Herakleios I. gewesen, der Erneuerer des byzantinischen Staatsgefüges nach der Phokastragödie.⁸ Armenischer Abkunft ist die Dynastie, die als die „Makedonische“ die größte Machtstellung des Reiches heraufgeführt hat. Ihr Stifter, Basileios I. ist in Makedonien geboren – daher die Bezeichnung – aber als Abkömmling einer dorthin umgesiedelten armenischen

Familie. Armenier sind eine Reihe tüchtiger Feldherren in byzantinischen Diensten, so Narses, der aus Felix Dahn's „Kampf um Rom“ bekannte Bezwingen des Ostgotenreiches, vor allem aber der geniale Führer byzantinischer Heere im Kampf gegen das Kalifenreich, Johannes Tzimiskes, der dann selbst die Kaiserkrone getragen hat. Es mag hierbei interessant zu erwähnen sein, daß die byzantinische Prinzessin Theophano, Gemahlin des deutschen Kaisers Ottos II. und Mutter Ottos III., die Nichte von Johannes Tzimiskes, mithin ebenfalls armenischen Blutes gewesen ist.⁹ Eine gewisse Tragik liegt über diesem offenbaren Mißverhältnis der armenischen Leistung im fremden und dem Dienst im eigenen Land. Fridtjof Nansen sagt hierzu in seinem schon erwähnten Buch: „Das ist die Tragödie des armenischen Volkes: in fremden Dienst zeichnet es sich durch überragende Tüchtigkeit aus; aber versagt war ihm das Glück, das eigene Land dauernd mit fester Hand zu regieren.“¹⁰

Es liegt nahe, armenisches Volksschicksal mit dem anderer Völker zu vergleichen. Wie von selbst bietet sich der Vergleich mit dem jüdischen Volke dar: Beide aus Vorderasien stammenden Gemeinschaften können für sich in Anspruch nehmen, daß ihre Angehörigen am weitesten über alle Länder der Erde verstreut sind. Augenfällig ist ferner die hohe Leistungsfähigkeit beider Völker auf den verschiedensten Gebieten, die Männer aus ihren Reihen so häufig zu hochangesehenen Stellungen hat aufsteigen lassen; aber letztlich unterscheidet sich armenisches Los in den Folgen doch erheblich von dem jüdischen: beide Völker haben Unsägliches leiden müssen, aber am Ende der zionistischen Weltbewegung steht heute der freie Staat Israel, am Ende der ähnlich gerichteten armenischen Bestrebungen ein dreigeteiltes Armenien.

Auch mit unserem Volke bietet sich unter den bestehenden Verhältnissen ein Vergleich an, wobei niemand daran denken wird, das furchtbare Los Armeniens in der deutschen Geschichte suchen zu wollen. Aber die Mittellage zwischen den Bereichen großer politischer oder weltanschaulicher Machtblöcke und die hieraus erwachsenden Gefahren kennzeichnen die deutsche wie die armenische politische Entwicklung. Auch auf deutschem Boden haben, wie man gesagt hat, die Heere aller europäischen Völker gestanden und, was ernsthaft zu erwägen ist, das deutsche Volk ist nach der großen Glaubensspaltung aufgeteilt gewesen zwischen Katholizismus und Protestantismus. Es hat diese Zweiteilung mit dem furchtbaren Kriege der dreißig Jahre büßen müssen, dessen Drangsale sich wohl mit den Opfern anderer Zeiten vergleichen lassen. Das deutsche Volk ist



Aktamar. David und Goliath, Relief auf der Südseite der Klosterkirche zum Heiligen Kreuz (915-921). Dieses Relief könnte Symbol sein für die immerwährenden Kämpfe des kleinen armenischen Volkes mit seinen mächtigen Nachbarn.

heute wiederum aufgeteilt zwischen den Machtbereichen der Welt- und Atommächte. Es ist hier nicht der Ort, die daraus erwachsenden Gefahren aufzuzeigen, aber es mag dienlich sein, das Schicksal eines Volkes nachzuzeichnen, das eine gleiche Mittellage mit dem Verlust eines großen Teiles seiner Volkssubstanz hat bezahlen müssen.

Anmerkungen

- ¹ Ewald Banse „Die Türkel“, Braunschweig 1913, S. 186.
- ² ebenda S. 189.
- ³ Paul Rohrbach „Armenien“, Stuttgart 1919, s. S. 8.
- ⁴ E. Banse a. a. O. S. 188.
- ⁵ Fridtjof Nansen „Betrogenes Volk“, Leipzig 1928, S. 334.
- ⁶ So E. Banse a. a. O. S. 195 ff.
- ⁷ Baumgartner in Pauly-Wissowa „Realenzyklopädie des klassischen Altertums“ Bd. 2, Art. „Armenia“: „die Verschlagenheit, die Unternehmungslust, der Ehrgeiz und die an die Geschichte Polens erinnernde Unbotmäßigkeit des armenischen Adels gegen sein Königtum . . .“
- ⁸ Der Wiederaufstieg des Reiches unter seiner Regierung wird neuerdings sogar darauf zurückgeführt, daß er Armenier in großer Zahl in führende Stellungen in Armee und Verwaltung einsetzte, s. J. Karayannopoulos „Über die vermeintliche Reformtätigkeit des Kaisers Herakleios“. Jahrbuch der Österreichischen Byzantinischen Ges. 10.
- ⁹ s. hierzu P. E. Schramm „Kaiser, Basileus und Papst“, Hist. Zeitschrift 129, 1924.
- ¹⁰ a. a. O. s. 279.



Ahlat. Ulu Kümbet. Gutrenovierte seldschukische Türbe (Grabbau). 13. Jh.



Ahlat, islamischer Friedhof mit Grabsteinen aus dem 13. Jh.

ARMENISCHE REISE

Kirchen und Klöster in Ostanatolien

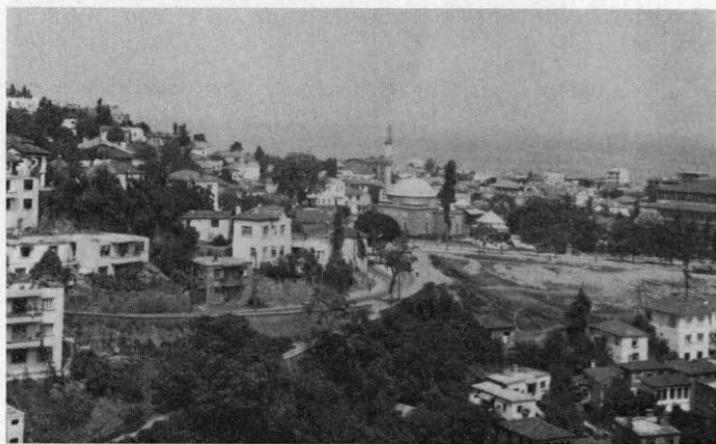
Für jeden Kunstgeschichtsstudenten kommt einmal der Zeitpunkt, zu dem er sich mit den Grundrissen der armenischen Kirchen auseinandersetzen muß. Er lernt sie wie eine Art schönes Ornament auswendig, verbindet aber nur selten eine richtige Vorstellung vom Baukörper damit. Dabei ist er im wesentlichen auf zwei Bücher angewiesen: Walter B. Bachmann, *Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan*, und vor allem Joseph Strzygowski, *Die Baukunst der Armenier und Europa*. Beide Bücher sind kurz vor dem ersten Weltkrieg entstanden; danach war es nur noch wenigen Forschern möglich, in diesem Gebiet zu reisen, so daß uns schon zu Beginn unseres eigenen Reiseplans die Frage beunruhigte: Was würden wir von den alten Kirchen und Klöstern noch vorfinden?

Das Buch von Strzygowski hatte bei seinem Erscheinen 1918 eine scharf geführte Diskussion entfacht. Seine Theorie, daß die armenische Kunst eine Art missing link zwischen Europa und der geheimnisvollen Heimat der Indogermanen sei, die man sich in Persien bzw. sogar im Hochland von Pamir vorstellte, hatte ihn einen Teil seines wissenschaftlichen Rufs gekostet und darüber fast seine hervorragenden Leistungen vergessen lassen. Erst heute, wo wir genügend Abstand haben, um die allzu phantastischen Querverbindungen auszuklammern, können wir seine Forschung besser würdigen und sie sogar auf Grund neuer Ergebnisse rehabilitieren.

Als im Jahre 1965 die großen militärischen Sperrzonen der Türkei aufgehoben wurden, war die erste Voraussetzung für eine Reise nach Armenien gegeben. Leider ließ sich die Route von Strzygowski nicht wiederholen, denn wir konnten entweder nur in den türkischen oder in den russischen Teil des nach dem ersten Weltkrieg geteilten Landes fahren. Wir wählten die Türkei und lernten erst einmal, daß unser Reiseziel nicht Armenien, sondern Ostanatolien hieß. Die Route war durch Straßen und Unterkunftsmöglichkeiten weitgehend bestimmt; daß wir uns aber weder auf die neuesten Führer, noch auf Karten verlassen konnten, sollte die Praxis beweisen. Natürlich war unser Unternehmen nicht mit denen von Bachmann und Strzygowski zu vergleichen: Anstelle von Reitpferden und Gepäckwagen hatten wir einen bequemen Omnibus und waren nicht auf die Gast-

freundschaft von Privatleuten angewiesen, sondern fanden Hotels vor, in denen man immerhin Zimmer, nicht nur Betten, vermietete und die sogar fließendes Wasser hatten. Die Reisezeit wurde zu einer wichtigen Frage, denn der Winter ist in diesem gebirgigen Land kalt und schneereich, und die hohen Pässe sind bis in den Juni gesperrt. Andererseits mußte man in den übrigbleibenden Monaten Juli und August mit großer Hitze in den tiefer gelegenen Gegenden rechnen.

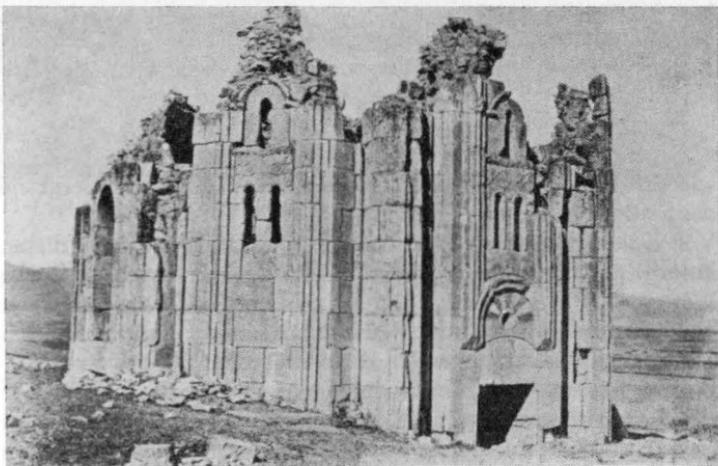
Aber schließlich war es dann so weit. Das Flugzeug brachte uns nach Trapezunt, und bald folgten wir dem uralten Karawanenweg, der ein Teil der Seidenstraße ist, – nämlich die Verbindung von Persien zum Schwarzen Meer, – in Richtung Erzurum. Diese Straße ist anlässlich des Besuches von Reza Schah Pahlevi 1934 für den Autoverkehr hergerichtet worden, damit der persische Herrscher nicht über russisches Gebiet reisen mußte. In *Warzahan*, dem letzten Dorf vor der Stadt Bayburt, sollten wir auf die ersten armenischen Kirchenruinen stoßen. Aber den Einwohnern war von solchen Monumenten nichts bekannt, auch nicht, als wir ihnen die Photos von Bachmann zeigten. Umringt von einer großen Kinderschar suchten wir das Dorf mit seinen niedrigen Lehmziegelhäusern ab, wo die Mistbrikettproduktion gerade ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien. Wir fanden eine neue Moschee mit großer Kuppel und schlankem Minarett, auch die Reste einer kleinen Apsis, die man zu einem Haus ergänzt hatte. Um eine der gesuchten Kirchen konnte es sich aber wegen des schlechten Mauerwerks nicht handeln. Schließlich trafen wir einen alten Mann, der sich an frühere Zeiten erinnerte,



Trapezunt. Blick von der Zitadelle über die Stadt.



Tal im Pontischen Gebirge in der Nähe des Klosters Sumelas.



Warzahan. Oktogon, Ansicht von Südosten. Die Kirche, die wir suchten und nicht mehr vorfanden . . . (Photo nach Bachmann, Kirchen in Armenien und Kurdistan, Leipzig 1913, Tafel 41 oben.)

und mit Hilfe eines Lotsen fuhren wir querfeldein. Weit vom Dorf entfernt, inmitten von Ackerland fanden sich zwei niedrige Hügel, und eine einsame Säulenbasis war alles, was von den Kirchen übriggeblieben war; die Steine hatte man zum Bau des neuen türkischen Dorfes verwendet. Die Besichtigung unserer ersten armenischen Kirche war also ein Mißerfolg, wenn man von dem wissenschaftlichen Ergebnis absieht, daß wir festgestellt hatten, es war eben nichts mehr da. Die Frage: „Was würden wir in Ani vorfinden?“ schwebte wie eine schwarze Wolke am optimistischen Himmel der Reiseleitung.

Die Fahrt nach *Kars* führte durch das oft wildromantische Tal des Araxes; schwarze Obsidiansteine in den Straßenböschungen erinnerten an Korinthen im Napfkuchen, und die Landschaft von Sarikamiş mit ihren Wäldern und grünen Tälern an die unserer Mittelgebirge, was als ganz besondere Merkwürdigkeit empfunden wurde. Zeitweise kamen wir nur langsam voran, weil endlose Kuhherden heimzogen. Butter und Käse aus der Provinz *Kars* sind in der ganzen Türkei wegen ihrer guten Qualität bekannt. Im Hotel in *Kars* merkten wir, daß wir der russischen Grenze nahe waren, schon an den Chromsesseln mit schwarzen Kunstlederbezügen und den metallenen Kleiderschränken, alles guter amerikanischer Import. Mit dem Handtuchproblem kamen wir hier zum erstenmal in Berührung: es gab keine, der Bürgermeister hatte es verboten. (Vielleicht gab es aus Seuchengründen tatsächlich eine solche Anordnung). Vom Hotelzimmer aus sahen wir dann ganz unerwartet unsere erste armenische Kirche. Ihr hoher Tambour mit dem kegelförmigen Dach überragte die Häuser und wurde seinerseits von dem gewaltigen Zitadellenmassiv überragt. Diese Apostelkirche, die unter dem Bagratidenherrscher *Abas* (929–953) als Kathedrale erbaut wurde, hat sich so gut erhalten, weil sie unter der russischen Besatzung 1878–1920 wieder als Kirche verwendet worden ist. Heute beherbergt sie das Stadtmuseum.

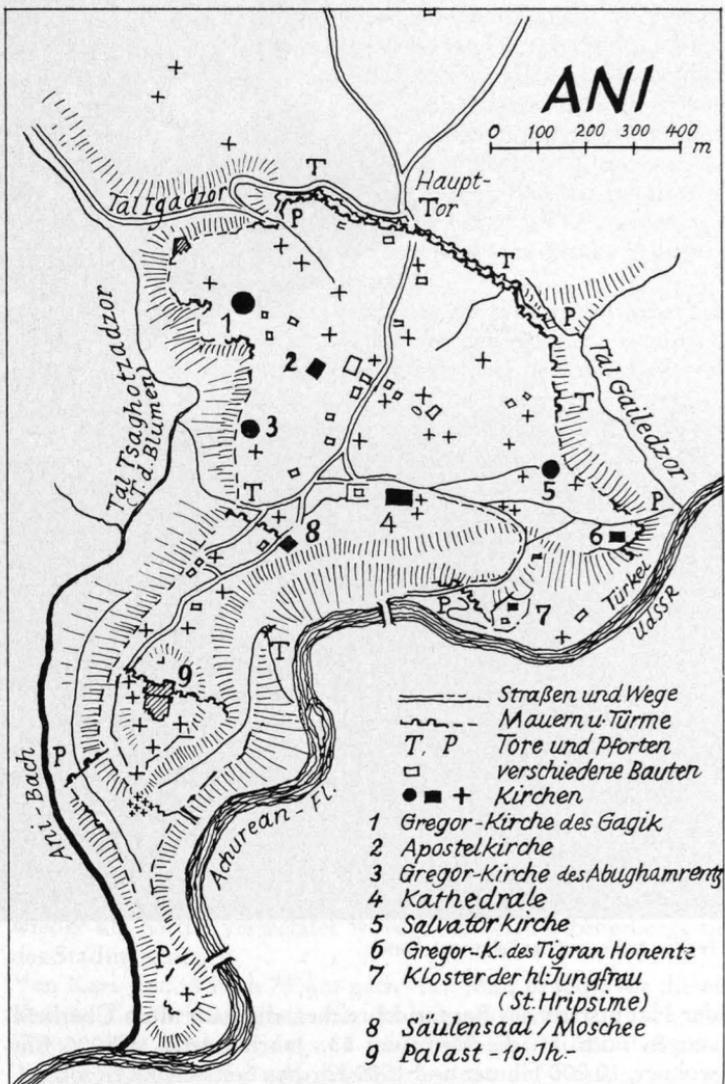
Von *Kars* sind es noch 75 km nach *Ani*. Man braucht für diesen Besuch die Genehmigung des Militärgouverneurs und gutes Wetter. Wir hatten beides und sogar noch das Glück, daß zwei Tage vorher der türkische Staatspräsident die Ruinenstadt an der Grenze besucht hatte und daß dafür die Straßen verbessert worden waren. Wir fuhren durch ein flaches Weideland, nur selten tauchte ein Dorf auf, dafür um so häufiger unglaublich große Viehherden. Nach zwei Stunden erschien eine lange Ruinenkette am Horizont, und bald hielt unser Omnibus vor den Mauern von *Ani*, die viel imposanter waren, als man es nach den alten Photos hatte annehmen können. Wir standen vor



Tal des Araxes auf der Fahrt nach Kars.

der Hauptstadt des Bagratidenreiches, die nach alten Überlieferungen noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts 100 000 Einwohner, 10 000 Häuser und 1000 Kirchen besessen haben soll.

Diese Bagratiden hatten von 855–1043 als Könige in Armenien geherrscht, aber schon unter den arsakidischen (= parthischen) Herrschern werden sie als einflußreiche Familie erwähnt, die sich rühmte, von David abzustammen. Ani wurde zu Anfang des 9. Jahrhunderts unter der Regierung von Ashot Msaker (806–27) gegründet, vorher muß schon ein Kloster bestanden haben, denn Strzygowski konnte auf der Zitadelle eine Kirche





Ani. Stadtmauer (10. Jahrhundert), mit der ersten deutschen Reisegruppe, einer Karawane-Studienfahrt 1967 unter Führung von Frau Dr. Vera F. Hell-Reutlingen.

aus dem 7. Jahrhundert nachweisen. Unter Ashot III. Olomadz (953–77) wurde sie zur Hauptstadt erhoben, und 993 nahm auch der armenische Katholikos hier seinen Sitz, denn es war üblich, daß das Oberhaupt der Kirche am Königshof residierte. Als Hovhannes Sembat (1020–39) zur Regierung kam, bedrohten die Seldschuken zum ersten Mal das Land. Der König stellte sich vorsorglich unter den Schutz des byzantinischen Kaisers, versprach ihm dafür sein Reich nach seinem Tode. Die Situation komplizierte sich, als es zu einem Bruderkrieg kam und Byzanz den königlichen Bruder Ashot IV. unterstützte, der mit dem anderen armenischen Königreich von Waspurakan verbündet war. Nach dem Tode von Hovhannes Sembat drang Byzanz auf die Einhaltung des Erbfolgetrages. 1041 stand Kaiser Basilius II. vor den Mauern von Ani, wurde aber von dem Neffen des Verstorbenen, der den armenischen Adel auf seiner Seite hatte, geschlagen. 1042 konnte ein neuer König, Gagik II., gekrönt werden. Daraufhin ließen die Byzantiner unter ihrem ebenfalls neuen Kaiser Monomachus zwei Armeen gegen Ani marschieren, wobei sie von dem arabischen Emir Dovin unterstützt wurden. Diesmal war der Sieg auf ihrer Seite, die Stadt wurde 1045 eingenommen und erhielt einen Gouverneur. Aber ihr Besitz war eine kurze Freude, schon 1048 wurde sie von dem Seldschuken Togril belagert. Er konnte sie zwar nicht einnehmen, aber seinem

Nachfolger Alp Arslan gelang es 1064. Später gehörte sie den Kurden, dann wiederholt den Georgiern, bis sie schließlich um 1250 von den Mongolen verwüstet wurde. Das Erdbeben von 1319 beschleunigte den endgültigen Verfall.

Die Stadt liegt auf einer Hochfläche in Form eines spitzwinkligen Dreiecks. Im Südosten ist sie begrenzt durch das tief eingeschnittene Tal des Achurean, der heute die Grenze nach Rußland bildet; im Südwesten läuft ein fast ebenso tiefes Tal, das sich mit dem Achurean vereinigt, dessen Tälchen aber nicht immer Wasser führt. Im Norden, von Tal zu Tal, wird das Stadtgebiet durch die mächtige Doppelmauer begrenzt und gesichert. Diese nicht seltene Anlage läßt sich u. a. mit der von Konstantinopel vergleichen, nur daß dort an die Stelle der Schluchten das Goldene Horn und das Marmarameer treten. Die Umwallung wurde unter Ashot III. um 964 als einfacher Mauerzug mit Türmen errichtet und unter Sembat II. (977–990) in achtjähriger Tätigkeit durch einen zweiten Zug, ebenfalls mit Türmen, verstärkt. Die runden und viereckigen Türme sind erstaunlich gut erhalten. Merkwürdig wirken die großen geometrischen Muster aus dunklem Lavastein, die sich über die Wände ziehen und an Teppichornamente erinnern. Der gewinkelte Weg, der durch das einstige Hauptportal führt, wird heute von den Soldaten der Zitadellenbesatzung und von Bauern benutzt, die zwischen den Ruinen Felder angelegt haben. Wenn man die Portale durchschritten hat, öffnet sich der Blick auf das weite Stadtgebiet. Aus der sonnenbraunen Ebene ragen freistehende Kirchenruinen wie Pilze heraus, der Hintergrund wird abgeschlossen durch die höher gelegene Zitadelle, dem alten Bagratidenpalast.

Für die Soldaten ist unser Besuch eine Abwechslung, mit geschultertem Gewehr übernehmen einige die Führung, und da es wegen der verwachsenen Brunnen gefährlich ist, querfeldein durch das hohe Gras zu gehen, folgen wir ihnen gern. Man hat Ani ein Freilichtmuseum der armenischen Baukunst genannt; tatsächlich gibt es keinen Ort, in dem man einen besseren Überblick für die Zeit vom 10.–13. Jahrhundert erhalten könnte, in Deutschland also der Entwicklung von der ottonischen Kunst bis zur frühgotischen. Etwa ein Dutzend Kirchen sind noch gut erhalten und lassen sich entweder als längsgerichtete oder strahlenförmige Kuppelbauten klassifizieren. Der erste Typ zeigt sich am besten in der *Kathedrale*, die 989–1001 von dem Architekten Terdat erbaut wurde. Zuerst überraschen der gute Erhaltungszustand und die Qualität der Steinsetzung. Alle Kennzeichen der armenischen Kirche sind hier vereint: Auf einem dreistufigen Sockel, wie wir ihn von persischen Altären und auch von grie-



Ani. Gregor-Kirche des Tigran Honentz (1215).

chischen Tempeln her kennen, erhebt sich der scharf geschnittene Baukörper. Der Chor tritt nicht aus der Wand heraus, sondern ist von außen nur durch zwei tiefe, spitzwinklige Nischen, die oben Muschelwölbungen haben, erkennbar. Die Mauern werden von großen Blendarkaturen überzogen, deren dünne Dreiviertelsäulen bis auf den Sockel reichen. Man ist an lombardische Wandgliederung erinnert, aber an die Stelle der Lisenen treten hier die schlanken Säulen mit Knaufkapitellen. Zwischen ihnen

sind lange Inschriften in den Stein gehauen. Wo der Baukörper beschädigt ist, kann man die typisch armenische Mauertechnik erkennen: Flache Steinplatten verkleiden innen wie außen ein dickes Gußmauerwerk.

In der Nähe erhebt sich die *Erlöserkirche*, ein Zentralbau von 1035–36. Geht man auf ihn zu, meint man, daß der ganze Bau noch erhalten sei, aber es ist nur die eine Hälfte; die Trümmer der anderen liegen auf dem Boden. Bei einem bestimmten Blickwinkel können wir Innen- und Außengliederung zur gleichen Zeit überblicken. Im Inneren waren es acht Nischen, von denen die östliche, die Apsis, größer war. Das Äußere dagegen zeigt sich als ein Neunzehneck, wieder mit feinen Archivolten gegliedert. Die Kirche des *Tigran Honentz* begeistert durch ihre Lage am östlichen Steilufer. Vom oberen Rande sieht man tief unten den Achurean, kann dicht am Ufer das hübsche kleine *Hripsime-Kloster* erkennen und blickt hinüber nach Rußland, sieht eine Grenzsiedlung und den Stacheldrahtzaun, der über die Höhe verläuft. Die Gregor-Kirche des Honentz wurde erst 1215 errichtet, sie ähnelt im Grundriß und Aufbau der Kathedrale, besitzt aber keine Seitenschiffe. Von vorzüglicher Qualität ist die Bauplastik. Die Archivoltenbögen sind mit feinem Ornament überzogen, in den Zwickeln erscheinen Tierfiguren in einem Rankenwerk. Diese Anordnung erinnert an Canonestafeln. Der Freskenschmuck des Innenraums hat sich noch gut erhalten. Hier ist u. a. das Leben des hl. Gregor, des großen Apostels und Märtyrers der Armenier, dargestellt. Daneben erscheint auch der Stylit Simeon, ein Heiliger, der in der morgenländischen Kirche hoch verehrt wurde und dessen Bußform bis ins 16. Jahrhundert nachgeahmt wurde. In der lebensgroßen Szene des Marientodes läßt sich der byzantinische Einfluß gut erkennen, während wir in den vier großen Medaillons mit Fabelwesen an der Westwand exakte Kopien sassanidischer Seidenstoffmotive nachweisen können.

An der Westseite der Stadt hat sich eine weitere Gruppe von Kirchen erhalten. Da ist einmal die berühmte Ruine der *Gregor-Kirche* Gagiks I. Sie wurde 1001 genau nach dem Muster der Gregorkirche von Zwarthnotz errichtet (unter dem Patriarchen Nerses III. 641–661 erbaut; jetzt russisch) und hat wie diese die typische Form eines Martyriums. Nerses III. war in Griechenland erzogen worden und hatte sich vergeblich bemüht, das Glaubensbekenntnis von Chalcedon in Armenien einzuführen. In diesen Zentralbauten mit Umgang meint man Einflüsse von frühchristlichen Grabkirchen zu erkennen (z. B. von der Philipuskirche in Hierapolis, besser noch von der Anastasis-Kirche

Konstantins in Jerusalem), wenn auch die Gliederung der Wände und die Gestaltung der Kapitelle typisch armenisch sind. Unsere Gregor-Kirche Gagiks wurde schon bald nach der Erstellung 1064 von Alp Arslan zerstört; die Reste legte zu Anfang unseres Jahrhunderts der armenische Architekt Thoros Thoramian wieder frei. Dieser hatte aus eigener Initiative die Ruinen von Ani vermessen, später begleitete er Strzygowski auf seiner Expedition und wurde für ihn zu einem unentbehrlichen Mitarbeiter. Von dem gewaltigen Rundbau steht noch der dreistufige Sockel, und außen und innen sind noch die Ansätze der Doppelsäulhengliederung zu erkennen. In dem runden Innenraum wurde die Kuppel durch vier Pfeiler getragen; zwischen diesen bildeten Säulen einen Vierkonchenraum, so daß ein Umgang entstand. Die vollplastische und lebensgroße Figur des Stifters Gagik, von der wir Photos hatten, suchten wir vergebens und erfuhren erst später, daß sie zerbrochen war und in Istanbul im Archäologischen Museum aufgestellt wurde. Gagik ist als bärtiger Mann dargestellt, dessen Haupt ein gewaltiger Turban bedeckt; streckt die Hände nach vorn und trug vermutlich früher das Modell der Kirche.

In der Nähe erhebt sich die gut erhaltene *Gregor-Kirche* des *Abughamentz*, die aus der Mitte des 9. Jahrhunderts stammt, im Äußeren ein kristallinisch harter Zwölfeckbau, durch sechs Winkelnischen gegliedert. Der hohe Tambour hat eine vierfache, etwas derbe Archivoltengliederung, im Innern haben wir einen klassischen Sechskonchenbau vor uns.

An der Nordwestecke der Stadtmauer, hoch über dem Tal, erreichen wir ein profanes Gebäude, den *Nordpalast*, auch der der Pahlaviden genannt. Das bunte Steinmuster am Portal deutet auf das 13. Jahrhundert hin. In derselben Zeit dürfte auch das Stalaktitenportal der *Apostelkirche* entstanden sein. In beiden Dekorationsformen zeigt sich der seldschukische Einfluß.

Wir waren stundenlang durch das Ruinengelände gezogen, die Sonne brannte stechend und der Gedanke an die Coca Cola-Reserven trieb uns zum Omnibus. Aber das geruhsame Picknick im Schatten der großen Mauer mußte ausfallen, denn schwarze Wolken und Windböen kündeten Regen an. Die Chauffeure drängten auf Rückfahrt, weil es hieß, daß der Weg bei Regen nicht befahrbar sei. Der Hotelbesitzer aus Kars, den wir mitgenommen hatten, kam wohlgelaunt aus dem benachbarten Dorf zurück, und als er uns später einige schöne byzantinische Goldmünzen zeigte, glaubten wir ahnen zu können, wo seine Fundstelle war.

Wenn man Ani besichtigt hat, bedauert man natürlich, daß man

nun nicht weiter nach Edschmiatsin, Wagharschat und Zwarthnotz fahren kann, um dort Kirchen aus dem 7. Jahrhundert zu sehen. Aber sie liegen jenseits der Grenze. So folgten wir weiter dem Araxes und blickten neugierig immer wieder auf die russische Grenze, um uns dann mühsam mit dem Omnibus die Vorberge des Ararats hinaufzuquälen. Es war eine einsame, heroische Landschaft mit steingewordenen Lavaströmen, schwarzen Feldmassiven, dunkelgrünen Seen und wenigen Hirten. Der schneebedeckte Ararat zeigte sich nur zeitweise. In Doğubayazit waren wir nahe der persischen Grenze, und auf dem Wege nach Ağri, dem alten Karakilise, sollte die Kirche *Bagawan* besichtigt werden. Hier wollten wir einen Bau der Frühzeit kennenlernen, denn sie war 631–39 unter dem Katholikos Erz erbaut worden. Nach dem Grundriß mußte es sich um einen längsgerichteten Kuppelbau mit polygonaler Apsis handeln. Der Ort, der inzwischen Üçkilise heißt, erwies sich als ein winziges Dorf im Schatten eines Bergzuges. Zwischen ihm und uns lag der Merafluß. Als wir noch etwas ratlos am Ufer standen und mit dem Fernglas vergeblich nach einer Kirche Ausschau hielten, setzte sich auf der anderen Seite ein großer amerikanischer Traktor in Bewegung, durchquerte zu unserem Erstaunen das Wasser und auf ihm konnten vier von uns übersetzen. Den Standort der Kirche fanden wir noch vor, – sie muß eine Länge von etwa 50 m gehabt haben, – aber sonst nur ganz geringe Reste von Gußmauerwerk und eine einzige Verschalungsplatte in der Nähe des Chors. Man sagte uns, daß die Kirche vor 15 Jahren abgebrochen worden sei, um Material für einen Moscheebau in Ağri zu liefern. Dort fanden wir dann eine Moschee, über deren Portal die Erbauungszahl 1952 stand.

Einen Trost hielt dieser Tag aber für uns bereit, wir entdeckten in Ilica ein ostanatolisches Pamukkale. Der Badebetrieb beschränkte sich zwar nur auf einige kleine Bodenvertiefungen mit heißem Quellwasser, – natürlich ausschließlich von Männern benutzt. Als Hotel dienten einige weiße Zelte.

Die Sinterterrassen, die blauen Flußschleifen in dem weiten hügeligen Land mit seinen Grün- und Brauntönen und die fernen hohen Berge, das war das Traumbild, das wir uns von der ostanatolischen Landschaft gemacht hatten.

Von Ağri aus führte uns eine schnelle Straße an den Van-See, dessen tiefblaue Farbe alle Vorstellungen übertrifft, – leider kann man das auch von der Temperatur sagen. Dieser See ist dreimal so groß wie der Genfer-See und liegt in einer Höhe von etwa 1600 m. Von den Bergen, die ihn umgeben, ragen der



Ani. Salvator-Kirche (Erlöserkirche, erbaut 1035-1036). In den letzten Jahren durch ein Erdbeben genau zur Hälfte zerstört.

Süphan Dağ (4434 m) und der Nimrud Dağ hervor. In Muradiye, 15 km vom See entfernt, besichtigten wir unter Anteilnahme des ganzen Dorfes einen urartäischen Festungshügel. Zwar hatten sich nur geringe Reste von Mauerwerk erhalten, aber die Lage mit dem Blick in die Ebene, die sich bis zum See erstreckt, konnte an die mykenischen Burgen erinnern. Im Ort selbst wurde das Interesse der männlichen Bevölkerung, – Frauen sahen wir kaum, – schließlich doch etwas lästig, aber unter dem Schutz des Dorfpolizisten überstanden wir die Teepause. Ein begeisterter junger Mann veranlaßte uns, ein Stück in Richtung auf die Berge zu fahren, wo wir auf einem Bergzug und einem etwas tiefer liegenden Plateau zwei gut erhaltene Kirchen erkennen konnten, die ausgedehnte Trümmerfelder überragten. Es dürfte sich um den Ort *Bagiri* handeln, der während und nach dem ersten Weltkrieg verfiel, als über 200 000 Armenier aus dem Land flohen. Die untere Kirche ist ein längsgerichteter Kuppelbau. Die Tambour und Langhaus verbindenden Abschrägungen und die spitzen Gurten erinnern an seldschukische Bauten; danach kann man diese Kirche wohl ins 13. Jahrhundert datieren. Leider war es gerade die heißeste Zeit des Tages, und unser Eroberungsdrang war mit der Besteigung der Zitadelle schon befriedigt worden. So stehen diese beiden Kirchen noch als „unerledigt“ in unserer Erinnerung.

Für die nächsten Tage war Van unser Standquartier, eine Stadt, die sich seit dem Besuch Bachmanns 1911 gründlich verändert hat. Von der ummauerten Türkenstadt am Fuße des imponierend aus der Ebene hochragenden Van-Felsen haben sich nur noch die Ruinen zweier Moscheen und einige Türben erhalten. Das Straßennetz läßt sich zwar noch erkennen, aber aus den Häusern sind kleine Lehmhügel geworden. Auch die schönen Gärten der Armenierstadt suchten wir vergeblich, und von ihren drei alten Kirchen haben sich nur noch die kümmerlichen Reste von *Surb Petros* erhalten. Das heutige Van ist eine moderne Stadt; besser: es ist im Begriff, eine solche zu werden. Wenn die neuen Hotels mit Klimaanlage vollendet sein werden, wird die touristische Invasion nicht auf sich warten lassen. Eine gute Straße führt von Van nach Gevas. Wenn man an der schönen Türbe vorbeigefahren ist, erreicht man bald einen primitiven Bootssteg. Wir brauchten die 4 km bis zur Insel *Aktamar*, die nun unser Ziel war, nicht mit dem Ruderboot zurückzulegen, sondern fanden zwei kleine, altmodische Motorboote vor. Zuerst allerdings sah die Situation hoffnungslos aus. Der See war bewegt, und am Ufer saßen, auf ruhigeres Wasser wartend, etwa 20 Arbeiter unter der Obhut eines energischen „Bosses“. Sie sollten vor uns



Ilica. Sinterterrassen. Die weißen, weithin leuchtenden Ablagerungen verdanken ihr Entstehen warmen Quellen, die Calciumhydrocarbonat gelöst enthalten, das sich beim Abkühlen als Calciumcarbonat absetzt. Die kleinen Quellteiche bieten eine erwünschte Badegelegenheit, – allerdings nur für Männer . . .

ingeschifft werden, um die Insel aufzuräumen und zu verschönern. Ein Armenier, der in Amerika zu Geld gekommen war, hatte dazu 20 000 Dollars gestiftet. Die verworrene Einschiffungsreihenfolge klärte sich aber doch für orientalische Verhältnisse erstaunlich schnell und bald fuhren wir auf die Insel zu, deren Silhouette ein wenig an die von Capri erinnert, und landeten am Südufer.

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts war am Vansee ein kleines selbständiges Königreich Waspurakan entstanden, dessen Herrscher aus dem Geschlecht der Artsruni stammten. Über die Geschichte dieses Hauses und seine Bauten auf *Aktamar* sind wir durch den Chronisten Thomas Artsruni unterrichtet, der selbst zur Königsfamilie gehörte. Gagik (904–38) legte seine Residenz auf die Insel und ließ dort einen Palast und eine neue Klosterkirche erbauen. Schon seit dem 7. Jahrhundert hatte hier ein kleines Kloster bestanden, von dessen erster Kirche sich noch eine Apsis erhalten hat. Im Jahre 931 siedelte auch der Katholikos auf die Insel über, und als 1021 das kleine Reich im byzantinischen Staat aufging, residierten die Patriarchen weiter hier, was bis 1464 bezeugt ist. Bachmann, der als erster die Gagik-Kirche aufgemessen und genauer untersucht hat, sah noch das gewaltige Klostergeviert, von dem sich heute, außer Resten von Grundmauern, nichts erhalten hat. Der Palast mit den vergoldeten Kuppeln, dem Freskenschmuck und dem goldenen Thron bestand auch damals nicht mehr. Dagegen bildet die Kirche, die 915–21 von dem Mönch Thomas erbaut worden ist, jetzt eine der Hauptsehenswürdigkeiten von Ostanatolien. Von innen wie von außen zeigt sie sich in Kreuzesform und wird bekrönt von einem hohen vielkantigen Tambour und einem kegelförmigen Dach. Die Vorhalle mit den Spitzbogen und die Seitenkapellen müssen wir uns fortdenken, sie gehören nicht zum Ursprungsbau. Die altertümliche Form der Kreuzkuppelkirche ist für sich allein noch keine Überraschung, denn sie ist in Armenien schon im 7. Jahrhundert voll ausgebildet und wird „Hripsime-Typ“ genannt, – dafür sind aber die Reliefs um so ungewöhnlicher. Sie überziehen den ganzen Baukörper und sind in dieser Art eine einmalige Erscheinung innerhalb des armenischen Kirchenbaus. Zwischen zwei Ornamentbändern, die den Bau wie in Klammern zu halten scheinen, sehen wir überlebensgroße Figuren. Fast alle benutzen das untere Ornamentband als Fußlinie. Man erkennt Szenen aus dem alten Testament, daneben Christus und Maria, den König Gagik, Heilige und, wie Füllwerk dazwischen, Tiere und Fabelwesen. Da sehen wir die Geschichte von David und Goliath, von Jonas und dem Walfisch, Adam und Eva, Daniel in der Löwengrube, die Opferung Isaaks, die drei Jünglinge im Feuerofen, Samson, der dem Löwen den Rachen aufreißt und die Philister erschlägt, also lauter Szenen, die besonders in der Kunst des frühen Christentums zu finden sind und symbolhaften Charakter haben. Die Westseite, die ursprüngliche Eingangsseite, wird von den Gestalten Christi und des Königs Gagik als Vertretern der weltlichen und göttlichen



Aktamar (Achtamar). Klosterkirche zum Heiligen Kreuz, erbaut 915–921. Blick auf die Westseite mit den nach rechts hin liegenden Ruinen des Klosters.

Macht beherrscht. Das Gewand des Königs besteht aus Seidenstoff, der mit Tiermedaillons verziert ist. In dieser Art sind auch die Herrscher im sassanidischen Palast von Taq-i-Bostan bekleidet. Christus dagegen erscheint nach byzantinischem Vorbild in einer antiken Toga. Die seitlichen Seraphim mit ihren riesigen Flügeln, „über und über mit Augen bedeckt“, wirken wie Wächterfiguren. Diese Reliefs sind sehr flach gearbeitet, die Qualität ist unterschiedlich; oft kann man an den einzelnen Steinen, aus denen die Figuren zusammengesetzt sind, verschiedene Künstlerhände erkennen. Es scheint, daß man Miniaturen als Vorlage benutzte. Am erstaunlichsten aber ist der Rankenfries mit Weintrauben, Granatäpfeln und einer Fülle von Menschen und Tieren, die manchmal fast plastisch wirken. Die Legende erzählt, König Gagik habe ihn als Erinnerung daran anbringen lassen, daß er den Weinbau am Seeufer eingeführt habe, aber wir dürfen ihn wohl mit Sicherheit symbolisch deuten, zumal Weintrauben und Granatäpfel schon an vorchristlichen Kultbauten auftreten. In diese Ranken sind die verschiedenartigsten Szenen einbezogen: Eine Bäarin mit zwei Jungen, ein Fuchs, der Trauben frißt, eine Sphinx, Männer, die mit Bären kämpfen, ringen und raufen, und andere, die Landarbeit betreiben, daneben aber auch Tänzerinnen. Ganz ähnliche Darstellungen kennen wir aus dem Omayyadenschloß Amra bei Amman vom Anfang des 8. Jahrhunderts;

allerdings handelt es sich dort um Fresken. Ein anderes Beispiel wäre die breite Borte des parthischen Gewandes des Yarhai, einer Büstenfigur aus einem palmyrensischen Grab, in der Menschen und Tiere in Weinranken zu sehen sind. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man bei den frühislamischen Darstellungen in Amra und denen in Aktamar eine gemeinsame Wurzel annimmt, die im parthischen und sassanidischen Persien zu suchen ist. In der Mitte des Ostfrieses, direkt unter der Giebelspitze, biegt sich die Ranke zu einem Rund und umgibt medaillonartig einen Mann im Schneidersitz, der durch eine Krone als Herrscher gekennzeichnet ist. Seine linke Hand pflückt eine Traube, während seine rechte den Kelch hält. Die armenische Tradition bezeichnet ihn einerseits als König Gagik, andererseits als den Abbasidenkalifen MuktaDIR, der mit diesem befreundet war. Uns scheint die Darstellung des Königs als Mittler zwischen Mensch und Gott glaubwürdiger, und Wein und Kelch dürfen wir an einer Kirche ohne weiteres im christlichen Sinn deuten. Unterhalb der Traufe umzieht ein Fries von sich jagenden Tieren den Bau, an einigen Stellen von Masken unterbrochen. Während einige zusammengekauerte Tiere, besonders die Hirsche, sofort an skythische Reliefs denken lassen, fühlt man sich bei den Masken an die am parthischen Palast von Hatra erinnert, aber auch an die am Portal der altirischen Kirche von Clonfert. Ursprünglich waren diese Reliefs bunt bemalt und reich vergoldet, ja sogar mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Ein Chronist sagt, daß die Kirche wie eine zweite Sonne gestrahlt habe. Sie dürfte den Besuchern wie ein monumentales Reliquiar erschienen sein, das gemeinsam mit dem ebenfalls goldglänzenden Palast Macht und Ruhm der Artsruni und der armenischen Kirche verkörperte. Während der plastische Schmuck nie restauriert wurde, haben die Fresken im Inneren mehrere Übermalungen erfahren. Die unterste Schicht mit ihren gedrungenen Figuren verrät die beste Qualität. Bei der oberen stört die primitive Zeichnung der Figurenkonturen mit dunkler Farbe. Es handelt sich in der Hauptsache um Darstellungen aus dem Neuen Testament; gut zu erkennen sind besonders die Auferweckung des Lazarus und der Einzug in Jerusalem.

Wir blieben fast sieben Stunden auf der Insel, um Gelegenheit zu haben, fast alle Seiten der Kirchen in einem günstigen Licht zu sehen. Über Mittag war es so heiß, daß man nur müde im Schatten der Bäume liegen konnte. Die schreienden Möven, die sich im Brüten gestört fühlten, die zahllosen Fliegen und die noch viel zahlreicheren Ohrwürmer störten allerdings die Siesta empfindlich, so daß man dann lieber in die Fluten des Vansees ein-



Aktamar. Südseite der Klosterkirche zum Heiligen Kreuz (Erbauung 915-21). Die Vorhalle mit den Spitzbögen ist eine spätere Zutat.

tauchte, zumal eine Quelle vorhanden ist, an der man das seifige Wasser abwaschen kann.

Von Van aus besuchten wir auch das Kloster *Warak Wankh*, das von dem Patriarchen Anania Moks (943–967) gegründet worden ist. Die Türken nennen es Yedikilise (= Sieben Kirchen). Es liegt in den Ausläufern des Warak-Gebirges, 18 km von der Stadt entfernt; mit einem Personenwagen oder einem Kleinbus kann man es leicht erreichen. Aber: Wieder einmal war unser mitgebrachtes Photo nur noch eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Von dem ausgedehnten Klosterkomplex war nichts mehr vorhanden, und von den fünf Kapellen hatten sich nur drei teilweise erhalten. Bachmann, der das Kloster 1911 besuchte und es als erster aufmaß, konnte noch von einer Klosterbibliothek mit alten armenischen Handschriften, einer reich verzierten Holztür und sechs Keilschriftsteinen berichten. Heute ist das Klostergebiet zu einem Dorf geworden, und wir waren bald nach unserer Ankunft von einer Schar von Frauen und Kindern umringt. Da aber die Neugierde auf Gegenseitigkeit beruhte und wir einige Geschenke zu bieten hatten – z. B. Sicherheitsnadeln –, durften wir bald alle Wohnungen besuchen, wir wurden sogar energisch am Arm gefaßt und hineingezogen. Besonders in den Küchen und Vorratsräumen fühlte man sich in vorgeschichtliche Zeiten zurückversetzt. Wir konnten uns mit diesen Kurden selbst über den türkischen Dolmetscher kaum verständigen.

Das Kloster muß während des ersten Weltkriegs zerstört worden sein, und die neuen Bewohner, die danach dort angesiedelt worden sind, dürften den Abbau weiter fortgesetzt haben, um Baumaterial für ihre Häuser zu gewinnen. Von der ältesten Kapelle hat sich nur noch ein Teil der Apsis erhalten. Die zweite Kapelle, die an der Nordseite angebaut war, ist vollkommen zerstört. Diese beiden waren schon beim Besuch von Bachmann nicht mehr in Benutzung. Erhalten hat sich die größte, die etwas weiter im Norden liegt. Sie soll im 11. Jahrhundert von dem König Senekherim gestiftet worden sein. Unter diesem wurde im Jahre 1021 das Reich von Waspurakan aus Furcht vor der drohenden Seldschukengefahr dem byzantinischen Kaiser Basilius II. übergeben. König Senekherim und seine Gemahlin fanden in diesem Kloster ihre letzte Ruhestätte; Bachmann konnte ihre Gräber noch sehen. Der Innenraum der Kapelle zeigt die gleiche Form wie jener der Klosterkirche von Aktamar, hat aber schlechtes Bruchsteinmauerwerk und unexakte Linienführung. Tambour und Kuppel sind zerstört. An der Westseite wurde – vermutlich im 17. Jahrhundert –, eine große quadratische Vorhalle aus Hausteinen angebaut. Diese Datierung würde mit dem Stil des Portalschmucks



Aktamar. Reiterheiliger (St. Georg) an der Klosterkirche zum Heiligen Kreuz. Die Relieffiguren waren mit farbigen Halbedelsteinen geschmückt, bunt bemalt und reich vergoldet.

und den Fresken (Heilige und Könige) an den Pfeilern gut zusammengehen. Beide Räume werden heute als Scheunen benutzt. Der Besuch des Klosters *Narek* war noch enttäuschender, jedenfalls was den architektonischen Bestand anbetraf. Die Anfahrt ist für einen Bus schwierig. In einem Dorf mußten wir wegen der Enge der Straße umkehren. Dann nahmen wir einen Lotsen mit, und unser Hilfschauffeur lief vorweg, um die Ochsenkarren vom Weg zu vertreiben. Auf unserem alten Photo überragte die Kirche mit drei hohen Tambourtürmen die flachgedeckten Kloster- und Wirtschaftsräume. An Ort und Stelle fanden sich nur noch geringe Mauerreste aus großen, gut behauenen Steinen, hinter denen man auf Wohnräume oder Ställe stieß. An anderen Häusern ließen sich in dem sonst üblichen Lehmziegelmauerwerk behauene

Steine entdecken, die mit Kreuzen verziert waren. Das Kloster, in dem Gregor von Narek gelebt und die Geschichte des noch höher in den Bergen gelegenen Klosters Aparank geschrieben hatte, besteht nicht mehr.

Als wir das Vanseegebiet und damit die Berge in Richtung Diyarbakir verließen, trafen wir auf einen Kurdenstamm, der am Ufer des Sees seine schwarzen Zelte aufgeschlagen hatte. Er war auf dem Wege zu einem Dorf in Persien, wo die älteren Stammesmitglieder lebten, Ackerbau betrieben und Kelims webten. Diese Kelims wollten sie holen, um sie in der Türkei zu verkaufen. Der Führer verabschiedete uns mit den Worten: „Wir alle sind Wanderer. Vielleicht treffen wir uns einmal wieder.“

Unsere Reise vermittelte uns vor allem in Ani und Aktamar ein Bild der armenischen Baukunst, und diese erscheint als eine Leistung, die starke Einflüsse der Nachbarländer aufweist, wie es im Hinblick auf die politische Entwicklung verständlich ist. Aber wie alle Leistungen von hoher Qualität haben sie sich so weit entwickelt, daß man von einem armenischen Stil sprechen kann, der seinerseits wieder auf die romanische Kunst Europas einwirkte. Dabei kann man die eigenartige Tatsache feststellen, daß die romanische Kunst der armenischen näher steht als etwa die byzantinische.

Aus der Frühzeit, dem 4. und 5. Jahrhundert, sind bislang keine Kirchen bekannt, obwohl Faustus von Byzanz (5. Jahrhundert) von zahlreichen befestigten Klöstern berichtet. Wir dürfen annehmen, daß sich nach 428, als die Sassaniden den letzten Arsakidenkönig gestürzt hatten, der persische Einfluß verstärkte. Auch früher hatten sicher schon Kontakte nach Persien bestanden, und im Land gab es Feueraltäre. Die neueren Forschungen haben gezeigt, daß die früheste Verwendung des Rundbogens am Sakralbau an den iranischen Feueraltären vorkommt. Archivoltegliederungen finden sich schon an der Fassade des Palastes von Ktesiphon (3. Jahrhundert), wie auch Kuppeln auf einem kubischen Bau schon lange in Persien bekannt sind (z. B. am Palast von Bischapur, ebenfalls im 3. Jahrhundert). Dieser sassanidische Einfluß zeigt sich übrigens nicht nur in der armenischen Kunst, er läßt sich auch in der frühen islamischen erkennen, z. B. in den omayyadischen und abbasidischen Schlössern.

Unter den armenischen Kirchen des 7. Jahrhunderts findet sich schon der reine Zentralbau, der Kreuzkuppelbau, der längsgerichtete Kuppelbau und der längsgerichtete Tonnenbau. Dieser letzte Typ sollte allerdings bald aufgegeben werden. Auch die Archivoltegliederung, der hohe Tambour, die Trompenkuppel,



Ilica. Blick auf die Ostanatolischen Berge und Hochebene.

das kegelförmige Dach und die langen spitzwinkligen Mauer-schlitzte sind längst vorhanden. Der Schmuck am Außenbau ist natürlich noch vorwiegend sparsam. Man muß sich daran erinnern, daß es 725 unter dem byzantinischen Kaiser Leo III., dem Isaurier, zum Bilderverbot kam, und zwar auf Betreiben der Armenier in Byzanz und der kleinasiatischen Bischöfe. In der zweiten Blütezeit der armenischen Kunst um 1000 wird der strahlenförmige Zentralbau gern variiert, im Prinzip bleiben die Grundtypen aber erhalten. Diese Kirchen sind keine individuellen Bauten, sondern Manifestationen der armenischen National-

kirche, – in zweiter Linie auch der königlichen Macht, soweit es sich um fürstliche Stiftungen handelt. In dem baumarmen Land war der Stein das gegebene Material, es entwickelte sich die eigenartige Technik des Gußmauerwerks mit Plattenverkleidung; die Kuppeln wurden oft ganz aus Stein hergestellt und sind dann höher gewölbt als gegossene.

Die Ausstrahlungen nach Europa dürften sich auf verschiedenen Wegen vollzogen haben. Einmal kam mit Basilius I. (867–886) ein Armenier auf den byzantinischen Thron, und die von ihm gegründete Dynastie, die sogenannte macedonische, herrschte bis 1056. Gleichzeitig lebten in Konstantinopel zahlreiche armenische Künstler, vor allem Bauhandwerker und Seidenweber. So wurde nach dem Erdbeben von 989 die beschädigte Kuppel der Hagia Sophia von dem Architekten der Kathedrale von Ani restauriert. Im Jahre 1080 gründete der Bagratide Ruben in Kilikien ein selbständiges Reich Kleinarmenien, das erst 1375 von den *Ägyptern* vernichtet werden konnte. Die kleinarmenischen Herrscher hatten engen Kontakt mit den Kreuzfahrern, sahen sie doch im Islam den gemeinsamen Feind. Ein besonders wichtiger Einflußstrom ging über Georgien nach Rußland und von dort in die Balkanländer.

Aber auch die Seldschuken konnten sich der Beeinflussung durch die armenische Kunst nicht entziehen, was in der bisherigen Forschung kaum untersucht worden ist. Besonders gut kann man an den Türben im Vanseegebiet erkennen, wo die Wurzeln ihrer Vorliebe für exakte Steinbearbeitung und kristallinische Formen liegen. Selbst am İshak Paşa Saray in Doğubayazıt, der im 17. Jahrhundert erbaut wurde, treten armenische Einflüsse klar in Erscheinung, hier auch im Hinblick auf die figurale Ornamentik. Eine direkte Beteiligung armenischer Architekten an Palästen und Moscheen in Isphahan darf man ohne weiteres in Zusammenhang mit der überlieferten Tatsache annehmen, daß der Safavidenherrscher Abbas der Große (1587–1629) armenische Seidenweber und Baumeister von Djulfa am Araxes nach Isphahan umsiedeln ließ. Durch diese Verbindungen stellt sich die armenische Kunst nicht mehr als ein Einzelphänomen dar, wie sie auf dem ersten Blick erscheinen mag, sondern zeigt sich als ein Glied in der großen eurasiatischen Kulturentwicklung.

ZUR GESCHICHTE DER ARMENISCHEN KIRCHE

Die Legende hat die Gründung der armenischen Nationalkirche¹, – heute eine der acht morgenländischen Sonderkirchen des Orients – wie in so vielen Ländern bis zur apostolischen Zeit zurückdatiert. Danach sollen Thaddäus (syr.: = Addai) und Bartholomäus, zwei Jünger aus dem Zwölferkreis Jesu (vgl. Mt. 10,3), über Syrien in das nördlich angrenzende Armenien gekommen sein und dort die Christusbotschaft verkündigt haben². Historisch faßbar wird das Christentum in Armenien für uns jedoch erst im 3. Jahrhundert durch Nachrichten über römische Verfolgungen um 230 und im Zeitraum zwischen 287 und 301, die aber kaum schon eine einheitliche armenische Kirche sondern eher eine Vielzahl glaubensmäßig recht unterschiedlicher christlicher Splittergruppen betrafen³. Im Jahre 301 (od. schon um 290?) gelang dann dem großen Apostel und ersten Katholikos (= leitender Bischof) des armenischen Volkes, Gregor Illuminator, einem Prinzen aus dem arsakidischen Königshaus, die Bekehrung seines regierenden Bruders Trdat (Tiridates) III. zum Christentum. So wurde der neue Glaube in Armenien „von oben her“ eingeführt, was bei der verordnetermaßen durchgeführten Taufe des vor allem dem Zoroastrismus anhängenden Volkes manche Schwierigkeiten mit sich brachte⁴. Die Gründung des Reichsheiligtums Etschmiadzin (= „der Eingeborene stieg herab“), die glänzende Organisation der Kirche durch Gregor und vor allem der Ausbau eines umfassenden Schulwesens führten aber bald zu einer festeren Verwurzelung des Christentums, besonders bei der Jugend. So wurde Armenien – vom kurzlebigen christlichen Königtum in Edessa (um 220) abgesehen – zum ältesten christlichen Reich der Geschichte. Als Gregor etwa 320 starb, hinterließ er ein gewaltiges Werk⁵.

Die von Gregor eingeführte Erbllichkeit des Katholikats enthielt freilich das Risiko, daß auch unfähige Leiter an die Spitze der Kirche gelangten. Dennoch hat, wenige Jahre der Stagnation ausgenommen, die Ausbreitung, Festigung und Vertiefung des armenischen Christentums zunächst einen stetigen Fortgang genommen⁶. In der Mitte des 4. Jahrhunderts kam mit dem Ururenkel Gregors, Nerses, ein weiterer „Großer“ auf den Thron des Katholikats. Ihm verdanken Kirche und Land die Einrichtung zahlreicher Armen- und Krankenhäuser, einer allgemeinen Witwen- und Waisenfürsorge sowie das Verbot der Verwandten-

heirat und der (verbreiteten) Selbstverstümmelung. Von Syrien her fand gleichzeitig auch das Mönchtum in Armenien Eingang, das sich vornehmlich der Erschließung der unwirtlichen Gebirgsteile widmete. Noch ehe Nerses 374 starb, wurde Armenien jedoch – seit 367 – durch den Ansturm der sassanidischen Perser erschüttert, in fast zwanzigjährigen Kämpfen zerrieben, seine Bevölkerung zum Teil nach dem Iran verschleppt, zum Teil zur Annahme des neu-zoroastrischen Glaubens gezwungen. Es war der Beginn einer bis in die Gegenwart andauernden Leidenszeit dieses Volkes. Im Jahre 385 endeten die Kämpfe mit der Teilung des Landes in eine westliche, byzantinische und in eine östliche, persische Hälfte; die Grenze verlief ziemlich genau nordsüdlich auf einer Linie zwischen dem Ostzipfel des Schwarzen Meers und Dura Europos am Euphrat⁷. Während in jener das Christentum gefördert wurde, weil dogmatische Unterschiede noch nicht aufgebrochen waren, stand die Kirche in diesem unter massivem Druck. Das von Gregor und seinen Nachfolgern gelegte Fundament hielt jedoch stand und buchte sogar (bis 428) den politischen Erfolg der Gewährung eines zwar abhängigen, aber eigenständigen arsakidischen Fürstenhauses. Maßgeblichen Anteil am Fortbestehen des armenischen Christentums hatte die endgültige Organisation der Kirche durch den Sohn des Nerses, Isaak (armen.: Sahak) und die Schaffung eines nationalen armenischen Alphabets durch den Mönch Mesrop von Taron⁸. Durch dieses wurde die Übersetzung der Bibel, sowie klassischer und patristischer Literatur möglich, was gleichermaßen Bildung und Glauben unter den breiten Massen förderte. Mit der sprachlichen „Armenisierung“ der Kirche verschwand allmählich das griechische und das syrische Element aus ihr – was je nachdem immer auch zur theologischen eine politische und kulturelle Orientierung bedeutete hatte. Es wich einem Einheitsbewußtsein und einer wachsenden Selbständigkeit. Dies wurde im griechischen Landesteil zwar ungerne gesehen, aber letztlich nicht gehindert, während es im persischen Gebiet als Verminderung des byzantinischen Einflusses sogar willkommen war. Mit Isaak endete im Jahre 439 die erbliche Nachfolge des Katholikats und ging an gewählte Bischöfe über.

In der Mitte des 5. Jahrhunderts brach jedoch eine neue Verfolgungszeit über die armenische Kirche herein. Yazdagird II. von Persien versuchte durch gewaltsame Einführung des Neuzoroastrismus als Staatsreligion die Einheit seines (innerlich zerrissenen und wankenden) Reiches zu erreichen. Auf der Synode von Artaschat (449) gelobten die armenischen Kirchenführer Treue zum Christentum. Das bedeutete den offenen

Widerstand. Fast zwei Jahre lang kämpfte Ost-Armenien gegen die persische Übermacht, umsonst auf byzantinische Hilfe hoffend. In der Schlacht bei Aravair (451) besiegelte sich sein Schicksal. Die Folgen der Niederlage waren Ermordungen und Verbannungen im armenischen Adel und unter der Geistlichkeit. Nur die Thronstreitigkeiten nach dem Tode Yazdagirds II. (457) verhinderten eine völlige Ausrottung des Christentums. In langen Verhandlungen mit den neuen Machthabern, unterstützt durch die außenpolitischen Schwierigkeiten Persiens⁹, erreichte Armenien im Jahre 484 ein verbrieftes Ende der Verfolgung und die Gewährleistung der Religionsfreiheit. Jetzt endlich konnte die armenische Kirche Atem schöpfen und den theologischen Wiederanschluß an die Christenheit im Westen suchen. Dies geschah auf dem Fundament der Beschlüsse des Konzils von Ephesus (431), die seinerzeit nach Armenien geschickt und auf zwei Synoden in Aschtischat (432 und 435) unter Leitung Isaaks¹⁰ angenommen worden waren. In Ephesus war Maria als „Gottesgebälerin“ (nicht nur „Christusgebälerin“) dogmatisiert worden. Im Hintergrund dieser Streitfrage stand freilich damals bereits das christologische Problem der beiden „Naturen“. Die mariologische Frage war ein (vielleicht absichtlich provoziertes?) Streitobjekt in der Diskussion darüber, ob die Gottmenschheit des Christus von der streng geschiedenen Zweiheit seiner göttlichen und menschlichen „Natur“ aus gedacht werden müsse, wie die antiochenische Schule glaubte, oder von der übergreifend-göttlichen Einheit aus, wie dies die alexandrinische Schule lehrte¹¹.

Die armenischen Christen, ihrer Geschichte und Lage nach mehr zur südsyrisch-ägyptischen Partei neigend, hatten die Beschlüsse von Ephesus als mit der alexandrinischen Christologie übereinstimmend akzeptiert. Während sie sich nun aber im Kampf mit Persien befanden und vom übrigen Reich abgeschnitten waren, war dort der Eutychianische Streit (448–451) entbrannt. Nach anfänglichen Erfolgen für die Alexandriner führte dieser auf dem (4. oekumenischen) Konzil von Chalcedon im Jahre 451 unter kaiserlichem Druck zu einem Sieg der Antiochener und damit zur Dogmatisierung einer dyophysitischen Christologie¹². In den nachfolgenden Kämpfen zwischen den Monophysiten Syriens und Ägyptens und den Dyophysiten im übrigen Reich brach die Reichskirche auseinander. Als Armenien nach 484 den Kontakt mit Byzanz wieder aufnahm, um kirchlich und politisch einen Rückhalt zu gewinnen, versuchte gerade Kaiser Zeno (der Isaurier) durch das sogenannte „Henotikon“, welches zwar nicht ausdrücklich, aber praktisch das Chalce-

donense aufhob, die Einheit zwischen den beiden Richtungen im Reich noch einmal zuwege zu bringen¹³. Die Armenier schlossen sich 491 auf einer Synode in der Nähe von Etschmiadzin diesem Kompromiß an, einerseits, weil sie dadurch auf den Beschlüssen von Ephesus 431 beharren konnten, andererseits, weil sie (schon aus Übersetzungsgründen) kaum in der Lage waren, die letzten Feinheiten der inzwischen stattgehabten theologischen Erörterungen ganz zu verstehen. In der Folgezeit zeigten sich aber dann doch die weitreichenden theologischen und kirchlichen Unterschiede zwischen Armenien und Byzanz. Auf zwei Synoden in der (neuen) Landeshauptstadt Dvin (506 und 552) wurde darum die Trennung beschlossen¹⁴. Syrische und persische Monophysiten hatten an diesem Bruch nachweislich entscheidenden Anteil. Als Bekenntnisschriften galten von nun an nur die Akten von Nicäa (325), Konstantinopel (381), Ephesus (431) und das Henotikon. Die armenische Kirche nahm ihre eigenständige, dem Monophysitismus nahestehende Entwicklung¹⁵, sehr zur Freude der persischen Herren, die seit 564 im immer noch besetzten östlichen Landesteil wieder schärfer durchgriffen und um 570 einen byzantinischen Angriff zum Anlaß nahmen, im Gegenstoß auch West-Armenien unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Kurz nach der Jahrhundertwende stieß der Eroberer-König Chosrau II. zeitweise sogar weit nach Süden und Westen in byzantinisches Gebiet vor.

Noch aber hatte Byzanz den Versuch, Armenien kirchlich wieder an die Orthodoxie zu knüpfen, nicht aufgegeben. Nach dem Tode Chosraus II. (628) versuchte Kaiser Herakleios (610–641) mit Hilfe der monotheletischen Christologie¹⁶ die Armenier zu einer Union zu überreden. Schon hatte sich der Katholikos Esra auf einer Synode in Theodosiopolis (Erserum) zur Unterschrift bereit gefunden, da brach die arabisch-islamische Eroberung den Kontakt zum Westen erneut ab. Armenien fiel zwischen 642 und 653 dem großen Feldherrn und späteren Omaijaden-Kalifen Muawija in die Hand. Land und Kirche unterwarfen sich der arabischen Herrschaft, wofür ihnen zugesagt war, an ihrer dogmatischen und rituellen Eigenheit festhalten zu dürfen¹⁷. Gewaltsame Einigungsversuche bei zeitweiligen Vorstößen Ostroms (z. B. 689/90) wurden von Armenien zurückgewiesen. Auf mehreren Synoden, so vor allem in Dvin 729, wurden Dogma und Ritus immer neu bestätigt¹⁸. Die Kirche, die sich jetzt nach ihrem großen Begründer „gregorianisch“ nannte, geriet verschiedentlich sogar in einen Gegensatz zu den

Kloster Eriwank in der S. S. R. Armenien. (Erbaut 11.–13. Jahrhundert). ►



monophysitischen syrischen Glaubensbrüdern. Das Bekenntnis zur gregorianischen Kirche verschmolz gleichzeitig unter der islamischen Herrschaft immer stärker mit dem Bekenntnis zum armenischen Volkstum überhaupt – ein Zug, der bis heute erhalten geblieben ist. Kirchliches Schrifttum – besonders die „Lehren des Heiligen Gregor“ und die „Reden Gregors“¹⁹ – waren als Nationalliteratur weit verbreitet. Das Verhältnis zu den islamischen Oberherren war jedoch generell gut, auch wenn von Zeit zu Zeit Zwischenfälle, Verwüstungen von Kirchen und anderen kirchlichen Einrichtungen und Verschleppungen der christlichen Bevölkerung vorkamen²⁰.

Ende des 9. Jahrhunderts begann durch die Lockerung des islamischen Drucks ein neuer Abschnitt in der Geschichte der armenischen Kirche. Mit Genehmigung des Kalifats, das seit 750 die Abbasiden in Baghdad innehatten, entstand 859 wieder ein selbständiges armenisches Fürstentum, das 885 unter Aschot aus dem Geschlecht der Bagratiden (oder: Bagratunier) zum Königtum erhoben wurde. Allerdings brachten innere Streitigkeiten um den jungen Thron über ein Jahrhundert lang ständig Unruhe ins Land und reizten sowohl Baghdad als Byzanz – das mit Armenien Beziehungen aufgenommen hatte – immer wieder zum Eingreifen. Dennoch erlebte die armenische Kirche in dieser Zeit volkseigener Herrschaft eine mehr als hundertjährige Blüte. Die Klöster erstanden wieder und gewährten auch manchem ausländischen Monophysiten Asyl, wodurch sie vielfältige wissenschaftliche Anregungen erfuhren. Ein Großteil der armenischen Kirchenführer plädierte in dieser Zeit relativer Freiheit wieder für einen Anschluß an das orthodoxe Ostrom. Dieser Gedanke erhielt weiteren Auftrieb, nachdem auf der Synode von Schiragawan (862) im Gespräch mit dem oekumenischen Patriarchen Photios I. die geringe Differenz zwischen der armenischen und der orthodoxen Christologie festgestellt wurde²¹. Einer wirklichen Einigung stand jedoch das Festhalten der Armenier an der Verwerfung des Chalcedonense von 451 entgegen. Wie stark das ganze folgende Jahrhundert hindurch dieser Diskussionspunkt die entscheidende Rolle spielte, zeigte sich an der Absetzung des Katholikos Vahan I. (967–969), der den Byzantinern hierin Zugeständnisse machte²².

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde diese Epoche der Verhandlungen jedoch erneut durch äußere Ereignisse unterbrochen. Von 1021 an brachen die oghusischen Türken immer wieder in armenisches Gebiet ein, was zur Flucht vieler Armenier nach Süden und Südwesten auf das (klein-armenische) kilikische Gebiet führte. Byzanz fürchtete, durch das Scheitern der

Unionsverhandlungen und die Erinnerung an die Omaidzeit bestärkt, um die politische Treue der Armenier und nützte das Aussterben der Bagratidendynastie im Jahre 1045, um das Königtum und seine Hauptstadt Ani zu besetzen. Wenig später gelang jedoch den (nun seldschukischen) Türken in der Schlacht von Mantzikert (1071) die Besetzung Ost-Armeniens sowie ein Vorstoß nach Inner- und Südanatolien. Damit verlagerte sich das Schwergewicht der armenischen Kirche für beinahe drei Jahrhunderte auf kilikisches Gebiet und an den oberen Euphrat. Hier hatten die Rubeniden, ein Nebenweig der Bagratiden, um 1080 das Königreich Klein-Armenien gegründet. Von 1065 bis 1202 war das Katholikate in Sis (Kilikien) – dessen Standort vorher immer wieder gewechselt hatte²³ – wieder erblich und im Besitz der Familie der Pahlavuni. Mit Gregor II. (1066–1105), den Brüdern Gregor III. (1113–67) und Nerses IV. (1166–73), und mit Gregor IV. (1173–80) war es in den Händen bedeutender armenischer Theologen. Diese Südwestwanderung der Kirche brachte zunächst eine Berührung, dann eine Abgrenzung von den syrischen Monophysiten²⁴. Dies förderte von der Mitte des 12. Jahrhunderts an wieder die Verhandlungen mit Byzanz und führte 1179 zu einer Synode von Romgla (= Rum Quale, am ob. Euphrat), auf der das armenische Glaubensbekenntnis neu formuliert und das Chalcedonense als mit den drei ersten Konzilien übereinstimmend erklärt wurde. Damit kam die gregorianische Lehre dem Dyophysitismus recht nahe. Auch zu Zugeständnissen in den rituellen Besonderheiten erklärten sich die Armenier bereit²⁵. Doch wieder fanden die Gespräche ein tragisches Ende. Der Tod Gregors IV. im Jahre 1180, der Regierungswechsel in Byzanz im gleichen Jahr und ein Besuch des einflußreichen Erzbischofs von Tarsos, Nerses von Lambron, in der oströmischen Hauptstadt, der ihn die griechische Kirche in einem sehr schlechten Licht kennenlernen ließ, verhinderten den endgültigen Vollzug der Union.

Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß an diesem Zerbrechen der Beziehungen zu Byzanz auch die Unionsgespräche der kleinarmenischen Kirche mit Rom erheblichen Anteil hatten. Diese waren 1074 erstmals in Gang gekommen, ohne allerdings zu mehr als formellen Berührungen geführt zu haben. Im Zusammenhang mit der Kreuzzugsbewegung setzte Armenien jedoch auf die politische (und kirchliche) Karte der Abendländer, in der Hoffnung, mit deren Hilfe auch die seldschukischen Gebiete östlich des Euphrat wieder zu gewinnen²⁶. Niemand ahnte, daß damit nur neue Streitigkeiten und Verwicklungen hereinbrechen sollten. Zunächst sah alles freilich recht positiv aus. Im

Gefolge des 3. Kreuzzuges (1189–92) erhielt Leo II., König von Kleinarmenien, vom Stauferkaiser Heinrich VI. (1190–97) eine Königskrone zugesandt und wurde am Weihnachtstag 1198 (= 6. Januar) vom Mainzer Erzbischof gekrönt. Gleichzeitig trat der armenische Katholikos in Verbindung mit Rom, welches die gregorianischen Christen kurzerhand für uniert erklärte, ohne lange nach dogmatischen und rituellen Einzelheiten zu fragen. Erst im Laufe der Zeit brachte Rom dann Zug um Zug seine kirchlichen Forderungen vor. Um sie in Armenien „heimisch“ zu machen, wurde ein besonderer Dominikaner-Zweig, die sogenannten „Unitores“, ins Leben gerufen und ins Land geschickt²⁷. Auf der Synode von Dvin 1243 verlangten diese zunächst nur eine Angleichung der Ausbildung und des Weithealters der Priester. Doch schon fünf Jahre später versuchte ein päpstlicher Legat 15 Punkte durchzusetzen, die unter anderem die Anerkennung des römischen Primats sowie die Angleichung der Christologie und Sakramentslehre enthielten. Der nun aufbrechende Widerstand wurde nur durch die Gefahr seitens der 1250 zur Herrschaft gelangten und von Süden siegreich heranrückenden Mamluken beschwichtigt. Als 1291 mit Akko die letzte Kreuzfahrerfestung in Palästina fiel, war Armenien (neben Cypern) die einzige Bastion der Abendländer im Osten. Diese Bedrohung und der lebensnotwendige Schutz durch den Westen bereiteten den Bemühungen des Katholikos Gregor VII. (1293 bis 1307) psychologisch den Boden, der die Übernahme der wichtigsten römischen Lehrstücke vorbereitete²⁸. Die Synode in Sis brachte im Jahre 1307 die Unterzeichnung des Unionsdekrets durch 26 armenische Bischöfe. Doch die Einheit währte nicht viel länger als ein Menschenalter. Vom Erfolg des Dekrets verblindet, steigerten sich die „Unitores“ in Verkennung der bleibenden Unterschiede übereifrig in das Verlangen der restlosen Latinisierung der gregorianischen Kirche hinein. So blieb Mechitar I. (1341–55) nichts anderes übrig, als die Rückkehr zum eigenkirchlichen, monophysitischen Glauben. Gewaltsame Versuche der Latinisierung durch das Königshaus der Lusignans führten 1344 zum Aufstand und zur Ermordung des Königs. Die Union war zerbrochen. Eine Synode in Sis 1361 nahm ausdrücklich alle Zugeständnisse an Rom zurück. Zehn Jahre später überrannten die Mamluken Klein-Armenien; 1375 fiel Sis in ihre Hände. Die Epoche der Westorientierung der Gregorianer war zu Ende.

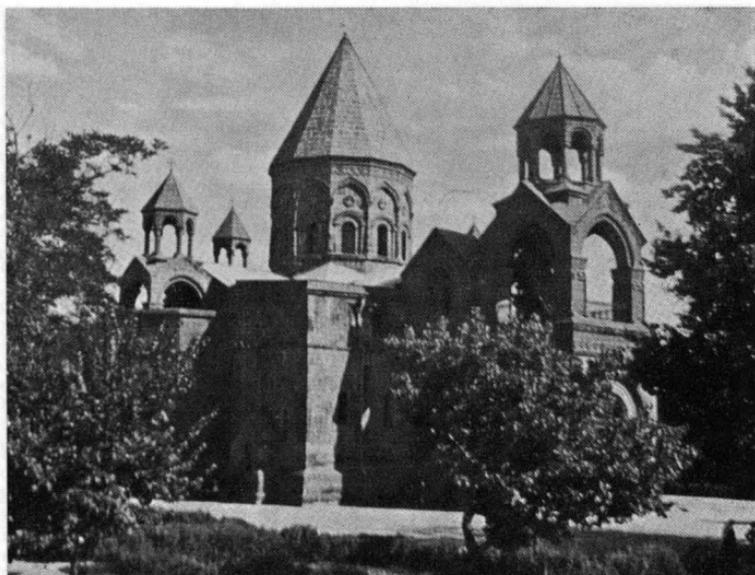
Die Folgezeit brachte eine neue tragische Aufsplitterung der armenischen Kirche. Schon 1311 war von den Mamluken für die in ihrem Herrschaftsbereich lebenden Gregorianer in Jerusalem

ein Patriarchat errichtet worden, welches auch nach der Eroberung von Sis 1375 bestehen blieb²⁹. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts breiteten sich nun aber auch die osmanischen Türken von ihren Stammgebieten in Nordwest-Anatolien bis an die Grenzen Armeniens aus, und setzten diesen Vormarsch in östlicher Richtung nach dem Tode Timur Lenks (1405) und dem Ende der verheerenden Mongoleneinfälle im Vorderen Orient im 15. Jahrhundert weiter fort. Für ihr Herrschaftsgebiet schufen sie 1461 ein eigenes armenisches Patriarchat in Brussa (vielleicht schon 1458?). Damit bestanden auch nach dem Untergang des Mamlukenreiches durch die Eroberungszüge Selims I. (1512–20) und seines Nachfolgers, Suleiman II. (1520–66), zwei Patriarchate und ein Katholikatum im osmanischen Großreich. Zur selben Zeit fiel Ost-Armenien an die schiitischen Perser (seit 1502 die Dynastie der Safawiden), die in erbitterter Feindschaft mit den osmanischen Sunniten lebten³⁰. Im Jahre 1443 kam es zur Gründung des Katholikats im alten Reichsheiligtum von Etschmiadzin, das durch den Reliquien-Besitz der Heiligen Lanze und der rechten Hand Gregors des Erleuchters bald zu höchstem Ansehen in der gregorianischen Kirche gelangte und auch auf die Armenier im Osmanenreich große Anziehung ausübte. Die Armenier genossen zwar als Nicht-Sunniten durch die Perser eine gewisse Schonung, hatten aber doch durch ihre Grenzlage gegen das Türkenreich viel zu leiden. In Zeiten der Unsicherheit siedelten die Herrscher darum einfach ganze armenische Dörfer zwangsweise nach Osten um und verbannten sogar zwischen 1614 und 1638 den Katholikos nach Neu-Dschulfa bei Isfahan. Dennoch lag das theologische und kirchliche Schwergewicht in diesen Jahrhunderten im persischen Groß-Armenien. Hier kam es am Beginn des 17. Jahrhunderts auch zu einer inneren kirchlichen Erneuerung. Im Kloster Dätev entstand ein mönchischer Reformorden, dessen Ideen sich bald weit ausbreiteten. Einer seiner Glieder wurde 1629 als Moses III. zum Katholikos von Etschmiadzin gewählt³¹. Angeregt durch seine Bemühungen kam es, obwohl er bereits 1632 starb, sogar zu einem Vergleich zwischen den Katholikoi von Etschmiadzin und Sis³².

Die folgenden ruhigeren Jahrzehnte wurden schon von 1724 an wieder durch Bedrängnisse und Wirren abgelöst. Mehrmals wechselte die neue Landeshauptstadt, Jerevan, den Besitzer zwischen Türken und Persern. Auf dem Rücken Armeniens wurden die äußeren und inneren Streitigkeiten der beiden Großreiche ausgetragen. Kein Wunder, daß immer mehr Armenier ihre Hoffnungen auf das russische Zarenreich setzten, das von Norden her Persern und Türken gleichermaßen zu schaffen machte und,

wie man wußte, armenischen Flüchtlingen großzügig geholfen hatte³³. Seit 1800 mischte sich darum der Zar in die Wahl der Katholikoi ein, 1828 und 1829 kam in den Friedensschlüssen von Türkmen-cay der Norden Groß-Armeniens mit dem Katholikats Etschmiadzin an Rußland. In kluger, weitsichtiger Politik duldeten die zaristische Regierung die kirchliche Sonderstellung der Armenier und machte sie so zu russischen Parteigängern im kaukasischen Gebiet. 1836 wurde die Leitung der armenischen Kirche Rußlands der Oberaufsicht des Zaren unterstellt, der sich ein Vetorecht bei der Ernennung des Katholikos vorbehielt. Die dadurch gewährleistete Ruhe- und Blütezeit währte bis zur Revolution 1917 und der Eroberung der zunächst unabhängigen Republik Armenien durch den Rätebund. Nun begannen auch für die armenischen Christen erneut Schwierigkeiten. Von 1938 bis 1945 verhinderte die Sowjet-Regierung eine Neuwahl des Katholikos, gab diese Haltung aber nach dem Ende des zweiten Weltkrieges aus gut verständlichen Gründen wieder auf, nachdem sich herausstellte, daß etwa 60 000 Armenier in ihre alte Heimat zurückkehren wollten. Seither nimmt der Katholikos von Etschmiadzin eine ähnliche Stellung wie der russisch-orthodoxe Patriarch in Moskau ein. Eine loyale Haltung zur Sowjet-Regierung erlaubt dem (derzeit 130.) Katholikos, Vazgen, die kirchliche Arbeit, den Bestand einer Synode und einer Theologischen Akademie³⁴.

Anders als in Rußland hatten die unter der türkischen Herrschaft verbliebenen Armenier während des ganzen 19. Jahrhunderts ständig unter Verfolgungen zu leiden, so daß etwa 100 000 von ihnen die Auswanderung in das zaristische Gebiet vorzogen. Diese Übergriffe waren freilich mehr das Werk subalternen Organe, als die offizielle Politik der Hohen Pforte. Dies zeigt sich daran, daß zwischen 1840 und 1860 ein national-armenischer Finanz-, Zivil- und Kirchenrat und schließlich sogar eine „Armenische Nationalversammlung“ geschaffen wurden, deren Statut der Sultan 1863 genehmigte. Es stellt bis heute die Verwaltungsgrundlage für die armenische Kirche in der Türkei dar. Dennoch kam es zwischen 1894 und 1915 zu drei unvergessenen furchtbaren Armenier-Massakern, denen Hunderttausende zum Opfer fielen³⁵. Als 1938/39 der Sandschak an die Türkei angeschlossen wurde, verließen darum die dortigen Armenier – zum Teil zusammen mit ihren ausgegrabenen Toten – das Gebiet und flüchteten nach Syrien oder ins übrige Ausland. Das noch immer bestehende Patriarchat Konstantinopel ist heute praktisch auf die etwa 40 000 Gläubigen in der Hauptstadt selbst beschränkt und hält, der Not gehorchend, enge Verbindung mit dem orthodoxen Pat-



Etschmiadzin, Sitz seiner Heiligkeit Vazgen II. (Begonnen im 4. Jahrhundert, erweitert 618 von Katholikos Komitas, vollendet 650 von Katholikos Narces).

riarchat³⁶. Mit dem seit 1921 nach Antelias in den Libanon verlegten Katholikats Sis und dem Patriarchat Jerusalem, sowie den Gregorianern des Katholikats Etschmiadzin zählt die armenische Kirche heute nur noch zwischen zwei und drei Millionen Gliedern. Mehr als die Hälfte davon lebt in der Sowjet-Union.

Die armenische Kirchengeschichte ist eine bald zweitausendjährige Geschichte der Zerrissenheit und des Leids. Es scheint, als habe sich in diesem Volk und in dieser Kirche wie nirgendwo anders die Wahrheit der christlichen Heimatlosigkeit auf dieser Erde inkarniert. Und doch blieb ihre Lebendigkeit und Besonderheit wie ihr Wille zur Ökumene bis heute ungebrochen. Dies kommt nach allem einem Wunder gleich. Man wird die christlichen Völker des Westens nicht völlig von jeder Schuld freisprechen können, der Ausrottung der Armenier tatenlos zuzusehen zu haben. Spätestens seit der Durchlöcherung des „Eisernen Vorhangs“ zwischen den türkischen und europäischen Herrschaftsgebieten seit mehr als einem Jahrhundert hätte ihr mit den zur Verfügung stehenden Mitteln Einhalt geboten werden müssen. Jahrhundertelange Selbstbespiegelung, die einen europäischen Dünkel kreierte, eine Gefälligkeitspolitik gegenüber den Türken und nicht zuletzt konfessionelle Überheblichkeit³⁷ haben es verhindert. Dies bleibt einer der größten Skandale neuzeitlicher Kirchen- und Völkergeschichte.



Kloster Sanain (Sanahin), erbaut vom 10.-13. Jahrhundert. Es liegt in der S. S. R. Armenien, nicht weit entfernt vom Kloster Akpad auf der Spitze eines Felsens hoch über dem Tal von Allaverdy. Berühmt ist seine Bibliothek aus dem 11. Jahrhundert.

Anmerkungen

¹ Auf die Darstellung der mit Rom unierten Mechitaristen (nach Mechitar von Sivas, 1676-1749), deren Patriarchat nach verschiedenen Anläufen 1867 errichtet und heute in Bzommar im Libanon beheimatet ist (Patriarch seit 1937 der einflußreiche Kardinal Agagianian) soll hier verzichtet werden; desgleichen auf die kleine Gruppe der seit dem 19. Jahrhundert vor allem durch amerikanische Tätigkeit entstandenen protestantischen armenischen Kirche.

² Zur Addai-Legende und der durch diese augenfälligen Verbindung der Entstehung des Christentums in Armenien und Syrien vgl. J. Leipoldt, Frühes Christentum im Orient (bis 451), in: Handbuch der Orientalistik, I. Abt., 8. Band, S. 3-42.

³ Näheres darüber bei J. Leipoldt, op.cit. S. 7 ff.

⁴ Das macht die Erblichkeit des Katholikats bis ins 5. Jhd. verständlich, ebenso die Gestellung der ursprünglich 7, dann 10 und schließlich 12 Diakon-Bischöfe aus den höheren sozialen Schichten. Ein Sohn Gregors, Aristakes, hat als Bischof von Taron (westl. des Van-Sees) Armenien 325 in Nicäa vertreten. Vgl. J. Markwart, Die Entstehung der armenischen Bistümer, 1932, bes. S. 50-73.

⁵ „Gregorianisch“ nannte sich die armenische Kirche allerdings erst im 7. Jahrhundert nach der Trennung von der Orthodoxie. Gregor, der in Kaisareia (in Kapadokien) ausgebildet worden war, stand dogmatisch wie rituell mehr auf griechischem Boden, ohne freilich den alten syrischen Einfluß deshalb zu bekämpfen.

⁶ Sogar der erste und einzige Missionserfolg der Armenier fällt in diese Zeit: 339 wurde unter den kaukasischen Albanern ein Bischof eingesetzt. Von hier aus ist die Christianisierung Georgiens unternommen worden, daß aber von 580 an sich der Orthodoxie anschloß. Vgl. B. Spuler, Die armenische Kirche, in: Handbuch für Orientalistik, I. Abt., 8. Band, S. 240-68, bes. S. 243-247.

⁷ Die frühen politischen Verhältnisse des armenischen Gebietes sind nicht ganz eindeutig. Zwar unterscheidet schon das römische Imperium der augustäischen Ära eine Provinz „Armenia minor“ (im kappadokischen Vasallenstaat) und „Armenia maior“ (zwischen Euphrat und Kaspischem Meer). Diese aber war höchstens Einflußgebiet Roms, keinesfalls fester Besitz. Vgl. F. W. Putzger, Historischer Weltatlas, 1954, S. 27.29.

⁸ Das älteste armenische Alphabet, von dem jedoch kein literarischer Beleg erhalten ist, war vermutlich eine Nachahmung der syrischen Estrangela; vgl. R. P. Casey, Art. Armenien, in: RGG (= Religion in Geschichte und Gegenwart), 3. A. Band I, Sp. 611. Zur altarmenischen Sprach- und Literaturgeschichte vgl.: J. Karst, Geschichte der armenischen Philologie, 1930, und K. Kiparian, Geschichte der armenischen Literatur, Von den Anfängen bis 1300, 1944.

⁹ Hier ist vor allem die Schwächung Persiens durch die Einfälle der Hephtaliten (= sog. Weiße Hunnen) zu nennen.

¹⁰ Isaak war damals allerdings nicht Katholikos, da er – zusammen mit Mesrop – um 420 wegen der persischen Verfolgung nach Byzanz geflüchtet war. Nach seiner Rückkehr zunächst eingekerkert, wurde er, wieder freigekommen, dennoch zur Leitung der beiden Synoden berufen.

¹¹ Im Grunde spiegelt sich in diesem Streit der uralte Gegensatz von griechischem und orientalisches-ägyptischem Denken wider, den zu überbrücken von vornherein ein unmögliches Unterfangen bleiben mußte. Die erste Phase der christologischen Kämpfe, der sogenannte Nestorianische Streit (428–431 bzw. 433; nach dem Patriarchen von Konstantinopel bezeichnet) endete mit einem Sieg der Alexandriner (unter Führung Cyrills). Nestorius starb 449 in Verbannung und Elend in Ägypten (!) Vgl. K. Müller, Kirchengeschichte, 3. A. 1941, S. 639 ff.

¹² Diese Entscheidung ist bekanntlich nicht zuletzt dem Umschwung der Haltung Roms, vertreten durch Papst Leo d. Gr., zu verdanken. Das Chalcedonense bekennt den einen Christus als vollkommenen Gott und vollkommenen Menschen, in zwei Naturen, die weder vermischt noch scharf getrennt sind. Die Formel steht also in der Mitte zwischen Nestorius und Eutyches. Sie kann ihre Herkunft aus der griechischen Spekulation nicht verleugnen, ist aber um ihrer logischen Widerspruchlichkeit willen doch geeignet, das Mysterium der Person des Christus auszudrücken. Vgl. K. Müller, op. cit. S. 647 ff.

¹³ Das Henotikon, 482 von einem eindeutigen Dyophysiten, Akacius (471–489 Patr. v. Konst.) verfaßt, war zweifellos ein verschlüsseltes „Speck“, mit dem die monophysitischen „Mäuse“ gefangen werden sollten. Vgl. K. Müller, op. cit. S. 665 f.

¹⁴ Diese bestand nicht nur im Gegensatz von Monophysitismus und Dyophysitismus (Näh. s. nächste Anm.), sondern in einer Fülle liturgischer Gegebenheiten: so im Gebrauch von unvermischem Wein und ungesäuertem Brot beim Abendmahl, in dem Zusatz der Gotteskreuzigung zum Trishagion, in der Ablehnung der Ikonostase und ihrer Ersetzung durch einen Vorhang u. a. Ab 584 kam noch die Annahme des alexandrinischen Osterzyklus hinzu (gültig bis 1824). Wie stark die Trennung aber auch äußeren Charakter hatte, zeigt der Beginn einer neuen Zeitrechnung vom 11. Juli 552 (2. Synode von Dvin) an, die viele Jahrhunderte hindurch gültig war.

¹⁵ Der Monophysitismus kannte von Anfang an verschiedene Spielarten. Armenien hat sich in Ablehnung des radikalen Nestorianismus einer gemäßigten Form, dem sog. „Aphartodoketismus“ (od. „Julianismus“) des Julian von Halikarnassos zugewandt. Er lehrte die Vergottung des Fleisches Christi mit dem Beginn der Menschwerdung. Vgl. K. Müller, op. cit. S. 791 ff.

¹⁶ Theologischer spiritus rector dieser Richtung war der Patriarch Sergius von Konstantinopel. Die Formel versuchte einen Kompromiß durch die Erklärung, daß die beiden „Naturen“ Christi durch eine gemeinsame gottmenschliche Kraft („energeia“) zusammen gewirkt hätten. Im abendländischen Rom, wo man das dynamische Denken des Ostens nie ganz verstanden hat, sprach Papst Honorius von dem einen Willen („thélema“) Christi. Auf dem 6. oek. Konzil von Konstantinopel (680/81) wurde der Monotheletismus verworfen.

¹⁷ Seither gilt Esra als Ketzer-Katholikos – sein Name wird in den Urkunden immer mit einem verkehrten „E“ geschrieben.

¹⁸ Diese Synode galt vor allem aber auch der Hebung des – offenbar sehr gesunden – moralischen Standes der Geistlichkeit, sowie der Abgrenzung gegen die Sekten der Paulikaner und Thondrakier. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 248 f.

¹⁹ Diese z. T. vom armenischen Historiker Agathangelos überlieferten Schriften geben sich zwar den Anschein der Authentizität, stammen aber erst aus dem 5. Jhd.

²⁰ Berichtet werden Verfolgungen v. a. in den Jahren 773–775, 786–787 und 847–855. Doch enthalten die armenischen Darstellungen der Zeit nachweislich einige Übertreibungen und Verallgemeinerungen. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 250.

²¹ Photios I. versuchte einen neuerlichen Kompromiß, indem er das Gemeinsame der Ablehnung des Nestorianismus und radikalen Patripassianismus unterstrich und von einer unvermischten Vereinigung der göttlichen Substanz Jesu mit seiner menschlichen Natur sprach.

²² Zeugnis dieser Zeit ist das „Buch der Klagen“ des Gregor von Nareg (verfaßt um 1000).

²³ Schon 893 wurde das Katholikat nach einem Erdbeben von Dvin nach Vagharschabad (= Neapolis), später auf die Insel Aghatamar im Van-See verlegt, Mitte des 10. Jhdts. nach Kars, seit 992 in die neue Landeshauptstadt Ani. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 252.

²⁴ Die Diskussionen mit den syrischen Jakobiten bestanden zwar schon seit dem 7. Jhd., erlebten aber in der ersten Hälfte des 12. Jhdts. durch eine – wohl von Nerses IV. im Auftrag seines Bruders verfaßte – Streitschrift einen Höhepunkt.

²⁵ So zum Gebrauch des mit Wasser vermischten Abendmahlsweines und der Verwendung von Oliven- (statt Sesam-) Öl für die Herstellung des heiligen Salböls. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 253.

²⁶ In ersten Verhandlungen mit Papst Gregor VII. war die Annahme des julianischen Kalenders seitens der Armenier zugesichert worden; 1139 und 1145 kam es zur Entsendung armenischer Delegationen nach Antiochien und Rom zu lateinischen Synoden. – Zur Kreuzzugszeit vgl. St. Runciman, Geschichte der Kreuzzüge, 3 Bde., München 1957 ff.

²⁷ Klugerweise wurde der Orden der „Unitores“ aus Dominikanern gebildet, die am persischen Hof von Ilchane lebten, und Land, Sprache, Leute und Glauben kannten. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 256 (Lit.).

²⁸ Es handelte sich um die Zweinaturen-Lehre, die Anerkennung der 7 oekumenischen Konzilien und eine Angleichung der Sakramentslehre.

²⁹ Dabei scheint Sis immer noch leichte Neigungen zur Union gehabt zu haben. Jedenfalls ließ sich der Katholikos Konstantin VI. von unierten Krim-Armeniern dafür gewinnen, am römischen Unionskonzil in Florenz teilzunehmen, starb dort jedoch 1449 während der Verhandlungen.

³⁰ Zur Geschichte des Islam und seiner Konfessionen vgl. F. Taeschner, Geschichte der arabischen Welt, 1964, bes. S. 69 ff.

³¹ Der Vorgänger lebte noch in Isfahan in persischer Gefangenschaft. Moses III. wurde trotz nur dreijähriger Amtszeit in den Heiligenkalender der Armenier aufgenommen. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 259.

³² Dabei wurde die geistliche Oberhoheit Etschmiadzins auch für das Katholikat Sis und die beiden Patriarchate im osmanischen Reich anerkannt. Allerdings ist das genaue hierarchische und vor allem das jurisdiktionelle Verhältnis der vier armenischen Sprengel bis heute nicht restlos geklärt.

³³ Im Zuge der Südausweitung des russischen Kaiserreiches wurde den Armeniern überall volle Religionsfreiheit gewährt; 1770 erlaubte der Zar den Bau armenischer Kirchen in Moskau und Petersburg. Die Bedrängnisse der vergangenen Jahrhunderte hatten inzwischen eine weltweite armenische Diaspora entstehen lassen: außer – durch die Wegführung – in Persien auch durch die Flucht armenischer Christen in Syrien und Ägypten, Konstantinopel und auf der Krim, in Galizien (Erzbistum Lemberg) und Siebenbürgen sowie im westlichen Mittelmeerraum, Frankreich und in Amerika. Vgl. B. Spuler, op. cit. S. 259 f. 264.

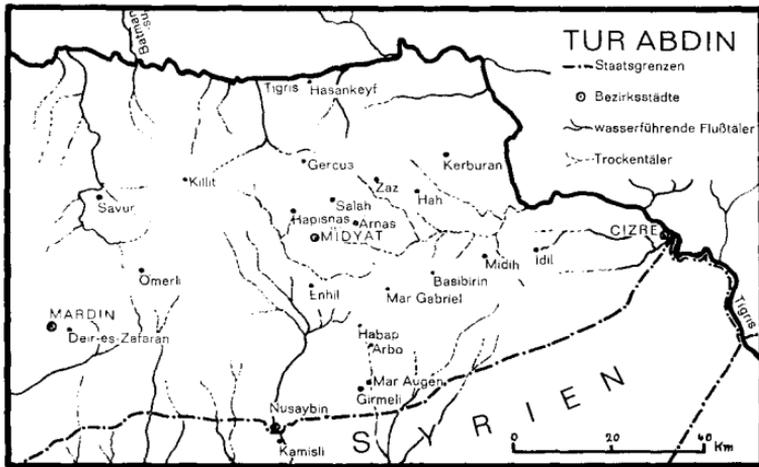
³⁴ Bekannt ist sein Erscheinen auf der Wahlsynode des Katholikos von Sis im Libanon 1956, wo er, die geteilte Stimmung der Armenier Syriens ausnützend, einen der Sowjet-Regierung genehmen Kandidaten durchsetzen wollte, obwohl das Katholikat Sis ihm juristisch nicht unterstellt ist. Die Synode entschied gegen die Einmischung.

³⁵ Die Massaker fanden 1895/96, 1909 und 1915 statt. Nach amtlichen Angaben wurden 600 000 Menschen dabei getötet und weitere 100 000 Frauen und Mädchen in die Harems verschleppt. (Vgl. Der Große Brockhaus, 16. A. 1952, Band I, S. 408). Die inoffiziellen Schätzungen liegen fast um das Doppelte höher.

³⁶ Noch 1955 kam es (in der Nacht vom 6./7. September) zu Armenier-Programen in der Stadt (Plünderung der Läden und Zerstörung der Kirchen).

³⁷ Eine rühmliche Ausnahme bilden hier lediglich die protestantischen Kirchen, deren Hilfswerke sich der armenischen Flüchtlinge und Waisen in großzügiger Weise annahmen, vielerorts für die Ansiedlung der Überlebenden sorgten und so wenigstens indirekt die Kulturschande wieder gutzumachen suchten. Vgl. P. Berron, Art. Mission (Evangelisation) unter Armeniern, in: RGG. 3. A. Band I, Sp. 615 f. (Lit.).

DER BERG DER KNECHTE GOTTES



Auf einer unserer Karawane-Sonderstudienreisen, teilweise einer wahrhaften Expedition, die vom 27. April bis 14. Mai 1968 unter Leitung von Frau Dr. Hell in die Gebiete der Südosttürkei von Adana bis zum Tigris führte, besuchten wir auch Teile des „Berges der Knechte Gottes“, auf aramäisch „Tur 'Abdin“. Der Name stammt aus den ersten christlichen Jahrhunderten, als die so bezeichnete Landschaft eine Hochburg morgenländischen Christentums geworden war, mit zahllosen Kirchen und Klöstern. Der türkische Name lautet „Kara-Dagh“, die Kurden nennen das Gebiet „Cia-resh“, beides bedeutet „Schwarzer Berg“.

Mit Tur 'Abdin wird ein 900–1400 m hohes Gebirgsplateau bezeichnet, das sich von Mardin im Westen bis Cizre (Djazirat) am Tigris im Osten erstreckt. Der Lauf des Tigris von Cizre flußaufwärts bis zur Einmündung des Batman-su bildet die östliche und nordöstliche und eine Gerade vom Punkte des Zusammenflusses dieser Flüsse bis nach Mardin die westliche Grenze. Im Süden bestimmt der Steilabfall des Hochlandes gegen die mesopotamische Ebene die Grenze des „syrischen Athos“. Die Hochfläche des Tur 'Abdin bildet eine wellige, von tiefen Wadis durchzogene Ebene, verkarstet, wasser- und waldarm. Relativ milde Winter und heiße Sommer kennzeichnen das Klima.

Das Christentum hielt schon früh seinen Einzug auf dem Tur 'Abdin. Der Überlieferung nach soll um die Mitte des vierten Jahrhunderts der hl. Eugenios, aus Ägypten kommend, das erste

Kloster gegründet haben und dort auch 363 nach seinem Tode begraben worden sein. Das älteste Kloster ist jedoch wohl das Kloster Mar Awgen, benannt nach Mar Awgen, dem Schüler des Pachomius (292–346), der im Jahre 320 das erste Kloster im heutigen Sinne in Ägypten gründete. Mar Awgen kam um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Mesopotamien und führte die pachomianische Klosterregel ein. Auch die wahrscheinlich von dem hl. Jacobus von Nisibis (308–338, erster Bischof von Nisibis) begründete, später berühmt gewordene Theologenschule von Nisibis dürfte großen Einfluß auf die Entwicklung des Christentums auf dem Tur 'Abdin gehabt haben. Ab der Mitte des vierten Jahrhunderts entwickelte sich jedenfalls ein intensives religiöses Leben, zahlreiche Klosterbauten entstanden und Hunderte von Eremiten siedelten sich in den Karsthöhlen an.

Die Blüte des Christentums hielt auch an, als nach dem Tode Kaiser Julians bei dessen Rückzug aus Persien sein von den Soldaten auf den Schild erhobener Nachfolger Jovian den Persern 363 Nisibis und den größten Teil des Tur 'Abdin überlassen mußte. Die Theologenschule von Nisibis mit ihrem für die Entwicklung der orthodoxen Kirche so bedeutenden Lehrer Ephraem Syrus (306–373?) verließ nach der persischen Besetzung die Stadt und siedelte nach Edessa um, die Einwohner nach Diyarbakir. Der Einfluß der Theologenschule verstärkte sich jedoch, trotz der neuen politischen Grenzen.

Als im Zuge der großen christologischen Streitigkeiten zwischen Nestorius aus Antiochia, dem Patriarchen von Konstantinopel und Cyrill, dem Patriarchen von Alexandria das Konzil von Ephesus im Jahre 431 die Lehrmeinung des Nestorius und damit im Grunde auch die des Patriarchats von Antiochia und der Schule von Edessa, verurteilte und Nestorius nach Oberägypten in die Verbannung schickte (gest. 451), war der „syrische Athos“ dogmatisch schon fest auf die Linie der Schule von Edessa eingeschwenkt. Die Gründung einer christlichen persischen Reichskirche, nicht zuletzt, um im Sassanidenreich nicht als Verbündete der Byzantiner zu gelten und damit Verfolgungen ausgesetzt zu sein, durch die Synode von Seleukia-Ktesiphon im Jahre 424 (Lösung vom Patriarchat von Antiochia), stärkte natürlich auch die Stellung der Christen im Grenzgebiet des Tur 'Abdin. Die neue Reichskirche bekannte sich ausdrücklich zu den Lehren des Nestorius, ihre Stellung festigte sich, als die berühmte Schule von Edessa 489 durch die byzantinischen Behörden geschlossen wurde und nach dem persischen Nisibis emigrierte. Die Schule war zu einer Hochburg des Nestorianismus geworden und ihr Einfluß bewirkte, daß der Tur 'Abdin zu einer Hochburg der Nestorianer

wurde. Die Nestorianer leisteten eine großartige Missionstätigkeit im Sassanidenreich und als im 8. Jahrhundert der Sturm des Islam über Vorderasien fegte, zählten Millionen von Christen in Persien und Südarabien, bis nach Indien und China zu ihren Anhängern.

Eine dogmatische Kehrtwendung fand während der Regierungszeit Kaiser Justinians (527–565) auf dem Tur 'Abdin statt. Der von der Kaiserin Theodora nach Antiochia gesandte Mönch Jacob Baradaïos (um 490–30. 7. 578) leitete in Zusammenarbeit mit dem Patriarchen von Antiochia und der heimlichen Unterstützung der Kaiserin eine neue Phase in der Entwicklung des syrischen Christentums ein. Seinem Organisationstalent gelang es, die auf dem Konzil von Chalzedon (451) verurteilte monophysitische Lehrmeinung, die vor allem bei der semitischen Bevölkerung des Hinterlandes Anklang fand, gegen den offenen Widerstand der Reichsbehörden des byzantinischen Kaiserreiches seit dem Jahre 542 zu einer festgefügt Kirche zusammenzufassen. Die monophysitische Lehre betont, im Gegensatz zu den Nestorianern die göttliche Natur Christi gegenüber der menschlichen. Seit dem 8./9. Jahrhundert werden die Monophysiten des westlichen Syriens als Jakobiten bezeichnet, heute nennen sie sich syrisch-orthodox. Der monophysitischen Lehre schlossen sich ebenfalls die Kirchen von Ägypten, Nubien, Abessinien und Armenien an und begründeten in der Folge unabhängige Nationalkirchen. Interessant ist dabei in Syrien, daß die überwiegend griechisch besiedelten Städte der byzantinischen Reichskirche treu blieben. Die islamische Eroberung Syriens im 7. Jahrhundert bedeutete naturgemäß eine Schwächung des griechischen Bevölkerungselementes und damit eine Stärkung der jakobitischen Kirche. Von ihrem neuen Mittelpunkt Mossul aus setzte Ende des 7. Jahrhunderts eine rege Missionstätigkeit ein, allerdings bei weitem nicht mit dem Erfolg und dem Ausmaß der Nestorianer. Es gelang ihnen aber, auf dem Tur 'Abdin festen Fuß zu fassen, die Mehrzahl der dortigen Christen gingen zu ihnen über und nur wenige nestorianische Klöster konnten sich noch einige Jahrhunderte halten.

Die andauernden Grenzkriege zwischen Byzantinern einerseits und Persern andererseits drängten das Hochland des Tur 'Abdin immer mehr in eine isolierte Lage und machten es ab dem frühen Mittelalter zu einem Zufluchtsgebiet der jakobitischen Christen. Das religiöse Leben blühte zwar weiter, aber die Verbindungen zur Außenwelt rissen allmählich ab. Schwere Rückschläge traten mit den Plünderungszügen der Kreuzfahrer von Edessa und Antiochia aus, mit dem grausamen Einbruch der Mongolen und

mit der Einwanderung kurdischer muslimischer Stämme im Mittelalter ein. Der durch die unruhigen Zeiten bedingte Verfall der einst blühenden Landwirtschaft ließen das mühsam kultivierte Gebiet verarmen, Klöster und Kirchen wurden als letzte Bastion zu Festungen umgebaut. Kurdische Halbnomaden drängten die christliche Bevölkerung in die unfruchtbaren Gebietsteile ab.

Der Machtantritt der Jungtürken um die Jahrhundertwende und die von ihnen vertretenen pantürkischen Ideale, deren Verwirklichung im ersten Weltkrieg ihren Ausdruck vor allem in der Deportation und Vernichtung der armenischen Volksteile der Türkei fand, wirkte sich auch auf die anderen christlichen Volksgruppen des Landes aus. Nach eigenen Angaben verloren im Bereich des Tur'Abdin und im Raum von Diyarbakir durch Massaker aufgeputschter kurdischer Stämme ca. 186 000 Menschen das Leben, zahlreiche Klöster und Kirchen wurden zerstört. Der zweite Schlag erfolgte 1924 mit der Vertreibung des jakobitischen Patriarchen aus Mardin. Zahlreiche Gläubige folgten ihm nach Syrien. Heute werden die geistlichen Belange durch einen Metropolitan in Mardin wahrgenommen.

Nur langsam erholten sich die verbliebenen oder stark dezimierten christlichen Gemeinden, seit Atatürk rechtlich mit den Muslims gleichgestellt, und erst seit dem zweiten Weltkrieg versucht die türkische Regierung, im Rahmen von mehrjährigen Entwicklungsplänen, durch Anlage von Bewässerungskanälen und Straßenbauten, dem Gebiet des Tur 'Abdin zu einem wirtschaftlichen Aufschwung zu verhelfen.

Literatur:

Enzyklopädie des Islam, Lieferung O, Leiden/Leipzig 1931.

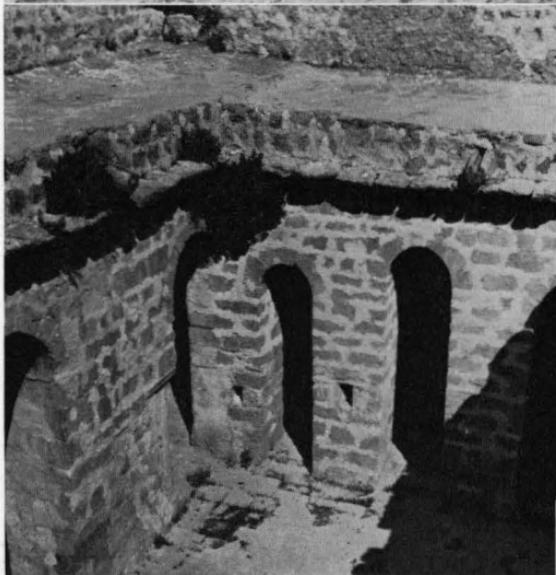
Helga Anschütz in Ostkirchliche Studien, 16. Band, Heft 2/3, S. 150-199: „Die heutige Situation der westsyrischen Christen (Jakobiten) im Tur 'Abdin im Südosten der Türkei“. September 1967, Würzburg.

Kloster Mar Awgen

Benannt nach dem Mönch Mar Awgen, dem Schüler des Pachomius, der im Jahre 320 das erste Kloster im heutigen Sinne in Ägypten gründete und eine eigene Klosterregel aufstellte. Mar Awgen kam um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Mesopotamien und das Kloster Mar Awgen auf dem Tur 'Abdin wurde vermutlich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts gegründet, wahrscheinlich als erstes Kloster im ganzen mesopotamischen Raume, sicher als erstes Kloster auf dem Tur 'Abdin. Das Kloster liegt ungefähr 20 km östlich von Nisibis, hoch oben am südlichen Abfall der Hochfläche gegen die mesopotamische Ebene. Bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts war das Kloster Hauptsitz der Nestorianer dieses Gebietes. Die ausgedehnte Anlage, heute bis auf die Kirche in Ruinen liegend, beherbergte mehrere hundert Mönche, zahlreiche Eremiten hausten in den Karsthöhlen der Umgebung. Seit dem frühen Mittelalter umschloß eine Befestigungsmauer die Klostergebäude, Reste einer intensiven Terrassenkultur sind sichtbar. Heute ist das Kloster noch mit zwei jakobitischen Mönchen besetzt. Zwei weitere große, heute verlassene Klöster liegen nach Osten ebenfalls am Steilabfall des Tur 'Abdin, das Kloster Mar Yohanna, von einem Schüler des legendären hl. Eugenios gegründet und eines der im Mittelalter bedeutendsten Klöster des syrischen Athos, Mar Abraham, gegründet von Abraham von Kaskar (gest. 588), oft nur das „Große Kloster“ genannt. Im Vorfeld von Mar Awgen, schon in der mesopotamischen Ebene, liegt die altertümliche Höhlenkirche Mar Bab, im Mittelalter ebenfalls ein Kloster. Das Kloster Mar Awgen ist heute verhältnismäßig bequem erreichbar. Man kann mit dem Omnibus entlang einem breiten, neuerbauten Bewässerungskanal bis Girmeli fahren, benötigt dann allerdings einen Jeep, um an den Fuß des ca. 5 km entfernten Steilabfalls des Tur 'Abdin zu gelangen. Der Serpentinweg aufwärts zum Kloster nimmt dann noch eine halbe bis dreiviertel Stunde in Anspruch. Allerdings war es bei unserem Besuch des Klosters sehr heiß und der Jeep für die Rückfahrt nach Girmeli nicht da . . .

Zu den Bildern (von oben nach unten): Das Kloster Mar Awgen von etwa der halben Höhe des Aufstieges, ursprünglich zog sich die Anlage noch sehr viel weiter nach rechts hin. Blick auf den Vorhof mit Kreuzgang, der Hauptkirche vor gelagert. Die Kirche und der Kreuzgang wurden in den letzten Jahren ausgebessert, um wenigstens den Bestand zu erhalten. Die Bögen des Kreuzganges wurden früher von Säulen getragen, an einigen Stellen sind die Kapitelle noch sichtbar.

Kleine Kapelle an der Südseite der Hauptkirche.





Kloster Mar Gabriel

Das bedeutendste Kloster des Tur 'Abdin und der größte jakobitische Wallfahrtsort war und ist seit dem Mittelalter das Kloster von Kartmin oder Mar Gabriel, benannt nach seinem bekanntesten Abt, dem Altbischof Gabriel (593-667), der schon zu seinen Lebzeiten als Heiliger verehrt wurde. Seine angebliche Grabstätte ist heute noch das Ziel vieler Wallfahrer. Im Mittelalter war es eines der berühmtesten Klöster ganz Asiens, bekannt für seinen Reichtum und von mehr als 300 Mönchen bewohnt (heute drei bis fünf und zwei Nonnen). Die Hauptkirche des Klosters, am Anfang des fünften Jahrhunderts von Simeon, dem Sohn einer Aristokratenfamilie aus Mardin, erbaut (Kirche 512 vollendet), war ganz mit Mosaiken ausgeschmückt, die von Kaiser Anastasius (491-518) gestiftet wurden. Reste haben sich in der Apsiskuppelschale erhalten. Zahlreiche Plünderungen durch Mongolen, Kurden und Türken ließen nichts von der einstigen Pracht übrig, die schweren Schäden, die während der Kampfhandlungen im Ersten Weltkrieg verursacht wurden, konnten in den letzten Jahren behoben werden. Drei weitere Kirchen befinden sich im Klosterbezirk: eine Marienkirche, die Kirche der 40 Märtyrer und das von der Kaiserin Theodora gestiftete Oktagon. Das Kloster liegt etwa 20 km südöstlich von Midyat, an der Straße nach Idil, mit der es durch eine neuerbaute Zufahrt verbunden ist.



Kloster Mar Yacub

Zu den jüngeren Klosteranlagen zählt das Kloster Mar Yacub in Salah, ungefähr 13 km nordöstlich an der Straße nach Kerburan. Es ist nur mit Kleinbussen erreichbar, da eine drei Kilometer lange, schlecht fahrbare Abzweigung nach Salah von der Hauptstraße aus hinführt. Von der einst umfangreichen Anlage ist heute nur die Kirche gut erhalten, erbaut im 8. Jahrhundert, um 1364 restauriert. Das Tonnengewölbe der einschiffigen Kirche ist mit schönen Ziegelornamenten geschmückt. Einige Kilometer südöstlich befindet sich die heute festungsartig umbaute Kirche Mar Kyriakos in Arnas, die zu den ältesten Kirchen des Tur 'Abdin gehört.



Zu den Bildern (von oben nach unten):
Kloster Mar Gabriel, Hof vor der Hauptkirche.

Kloster Mar Yacub, Südseite der Kirche. Zwei alte Türen wurden zugemauert, als die Kirche mit seinen Wirtschaftsgebäuden zusammen zu einer Zufluchtsstätte ausgebaut wurde. Kloster Mar Yacub, Nordseite der Kirche. Zwei der ursprünglich drei Eingangsportale in den Narthex sind heute zugemauert, um die Verteidigung der letzten „Bastion“ zu erleichtern.

Nisibis

Schon 900 v. Chr. von den Assyryern erwähnt, war die Stadt römische Grenzfestung gegen die Parther, die es mehrmals in ihren Besitz brachten. Seit dem Jahre 297 nach längerer Zeit wieder römisch, wird es unter Diocletian zu einer Schlüsselstellung ausgebaut. Nach dem Auftreten der Sassaniden übersteht Nisibis drei sassanidische Belagerungen (338, 346, 350), bis schließlich Kaiser Jovian im Jahre 363 die Stadt den Persern überlassen muß. Seit 489 ist Nisibis durch die nach hier verlegte Schule von Edessa geistiges Zentrum der Nestorianer. Nach mehreren vergeblichen Angriffen und Belagerungen durch die Byzantiner erobern es schließlich 639 die Araber, unter deren Herrschaft die Stadt eine große Blütezeit erlebt. Bis zur mongolischen Eroberung im Jahre 1259, die die Stadt zu einem Dorf herabsinken läßt, wechselten sich in der Herrschaft, in Zerstörungen und Plünderungen Byzantiner, Türken, Kreuzfahrer und Ortokiden ab. 1515 wurde Nisibis osmanisch und seit der neuen Grenzziehung zwischen der Türkei und Syrien 1924 erlebte die Stadt als Knotenpunkt und Grenzstation einen neuen Aufschwung.

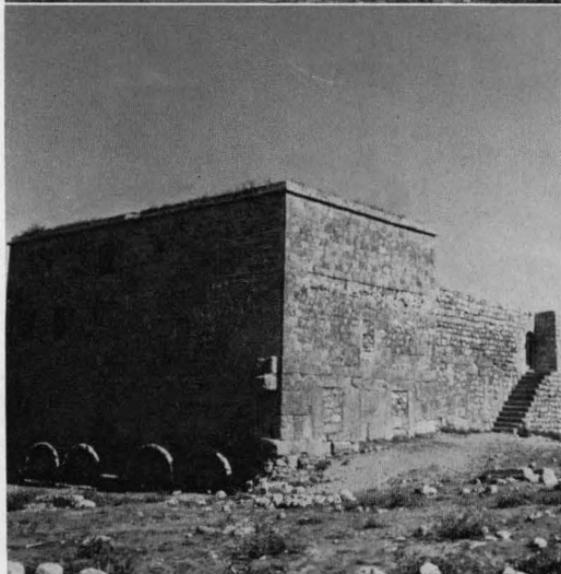
Zu den Abbildungen

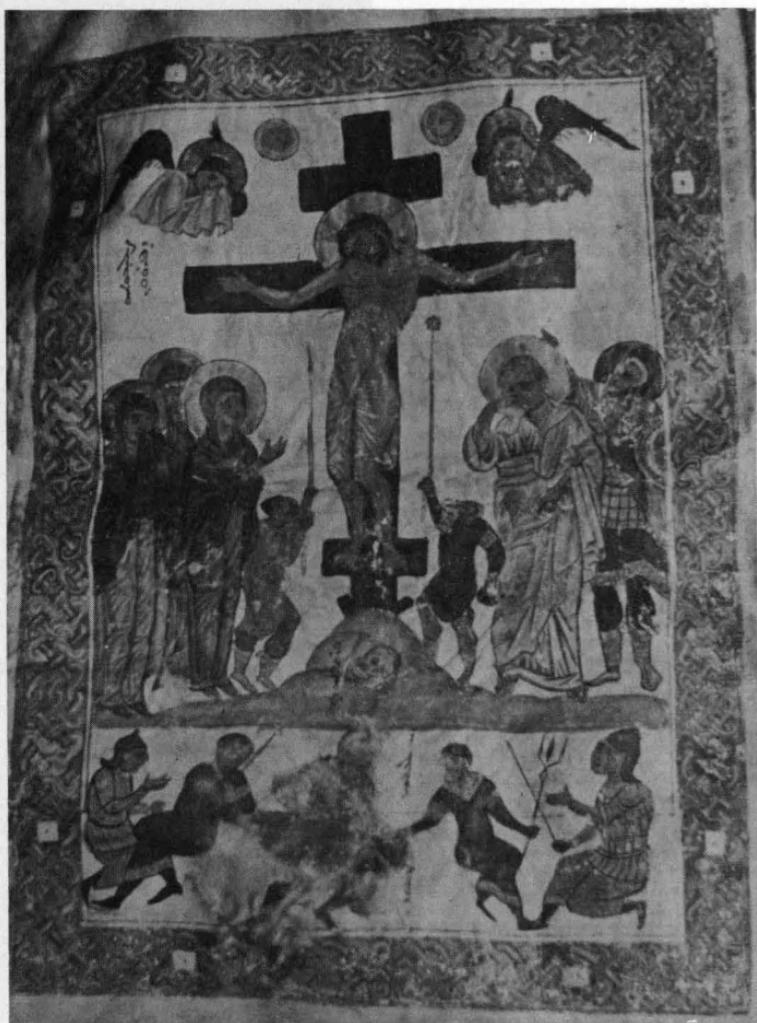
Die Kirche Mar Yacub, benannt nach dem hl. Jacob, dem ersten Bischof von Nisibis (gest. 338), dem vermutlichen Gründer der Theologenschule von Nisibis, die 363 nach Edessa und 489 zurückverlegt wurde. Sein Grab wird heute noch in der Krypta des ältesten Teiles der Kirche verehrt (großer Sarkophag). Ob die nach ihm benannte Kirche bereits durch ihn im Jahre 313 oder erst durch den dritten Bischof von Nisibis, Vologeses (346-361) im Jahre 356 erbaut wurde, ist unklar. Das Datum 359 hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Eine Erweiterung der Kirche erfolgte in der Blütezeit der Stadt unter der arabischen Herrschaft in den Jahren 758/59 durch den Metropolitan Kyprianos, eine Renovierung und ein Umbau im Jahre 1872. Der älteste Teil der Kirche wird heute noch als Kirche benützt.

Die Bilder zeigen von oben nach unten: Eingangsportale an der Westseite des Erweiterungsbaues von 758/59.

Südseite, im Schatten liegend, und Ostseite des ersten Baues von 359 (313?), ca. 2 m im Schutt steckend.

Bogenförmiger Abschluß eines der vier, in zwei Paaren zusammengefaßten Seitenportale der Südseite des ältesten Baues. Das ursprünglich große Hauptportal lag an der Westseite und ist verschwunden bzw. durch die Renovierung von 1872 ersetzt worden.





Mardin

Eine Glanzperiode der nestorianischen Kirche, die in der Mitte des 8. Jahrhunderts unter der arabischen Besetzung begann, ist eng mit Mardin verbunden. Um diese Zeit wurden unter dem Erzbischof Johann von Mardin zahlreiche Klöster der Umgebung der Stadt wiederhergestellt. Nach der Übernahme des Tur 'Abdin durch die Jakobiten wurde das jakobitische Patriarchat im Jahre 1171 von Diyarbakir nach Mardin verlegt, nachdem sich die Nestorianer nach Osten in das Bergland von Hak-kari zurückgezogen hatten. Im Jahre 1207 ließ sich der Patriarch in dem einige Kilometer entfernten Kloster Deir-es-Zafaran nieder, um nach der osmanischen Eroberung zurückzukehren. 1924 mußte der Patriarch Mardin wiederum verlassen; mit ihm zogen viele Gläubige nach Syrien. Heute residiert ein Metropolit der Jakobiten in der Stadt, in der heute noch mehrere mittelalterliche Kirchen in Gebrauch sind. Im Palast des Metropoliten wird eine schöne Bibelhandschrift aus dem 13. Jahrhundert mit 20 farbenprächtigen Miniaturen aufbewahrt, geschrieben von Dioskorus Theodorus (1222-1273). Eine weitere Handschrift aus dem 12. Jahrhundert wird in Midyat aufbewahrt.

Unser Bild zeigt eine Miniatur der Handschrift von Mardin, die wir nach vorangegangener dreistündiger Schlüssel-suche photographieren durften.

PETER ALBRECHT
ARMENISCHES ZWISCHENSPIEL



Yilan Kalesi

Zwischen Misis und Ceyhan erhebt sich hoch über dem rechten Ufer des Flusses Ceyhan die Schlangenburg, erbaut wahrscheinlich von König Leo II. im 12. Jahrhundert. Im Vordergrund ein hethitisches Felsrelief des Königs Muwatalli.

Im Januar des Jahres 1198 war es endlich soweit. In monatelangem Ringen hatte es der Rubenide Leo II. verstanden, Kaiser Heinrich VI. gegen das Versprechen, dessen Lehensherrschaft anzuerkennen, und Papst Coelestin III. mit dem Versprechen, die armenische Kirche Rom zu unterstellen, zu bewegen, ihm die Königswürde zu verleihen. Kaiser Heinrichs Kanzler Konrad von Hildesheim und der päpstliche Legat Erzbischof Konrad von Mainz krönten daraufhin Leo in einer glanzvollen Zeremonie in Sis (Kozan).

Seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts – als die armenischen Königreiche in Großarmenien den seldschukischen Angriffen erlegen waren – hatten sich in Kilikien zwei armenische Adlige festgesetzt. Der die byzantinische Oberhoheit anerkennende Oschin, der Begründer der Dynastie der Hethumiden, herrschte von Burg Lampron aus über das „wilde“ Kilikien. Die östlich davon gelegene fruchtbare Kilikische Ebene dagegen konnten

sich die Konstantinopel gegenüber feindlich eingestellten Rubeniden, benannt nach Ruben, einem entfernten Verwandten des letzten Bagratidenkönigs von Ani, in harten Kämpfen mit Seldschuken, den Rittern des Kreuzfahrerstaates von Antiochia und den Kaisern von Byzanz erkämpfen.

Seit der Krönung Leo II. eingeordnet in die abendländische Welt der lateinischen Kreuzfahrerstaaten, erreichte das armenische Königreich nach dem Tode Leos (1219) und dem Machtantritt der Hethumiden seine größte Ausdehnung. Kreuzfahrer und Mongolen waren seine Verbündete, eine Heiratsbeziehungen zu den fränkischen Kreuzfahrerstaaten „latinisierten“ das armenische Königshaus. Armenische Prinzessinnen fanden sich in allen bedeutenden Geschlechtern von Byzanz bis nach Jerusalem.

Als im 14. Jahrhundert Kreuzfahrer und Mongolen aus diesem Teil der Welt verschwanden, brach das letzte christliche Herrschaftsgebiet der Levante im Jahre 1375 rasch unter den Schlägen der Mameluken Ägyptens und der Türken Anatoliens zusammen. Der letzte König, Leo VI., starb in Paris im Exil.

Fast die einzigen Zeugen der armenischen Herrschaft in Kilikien bilden Burganlagen, die allerdings oft schon früher von Byzantinern und Kreuzfahrern erbaut worden waren. Sie wurden meistens um das 12./13. Jahrhundert von den Armeniern übernommen.

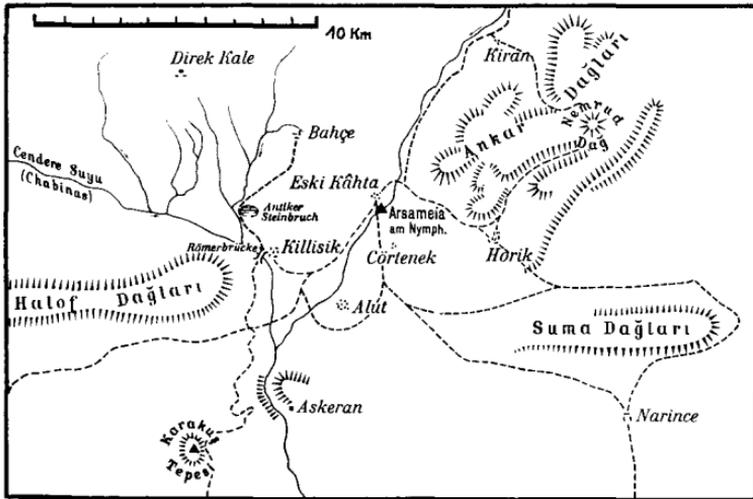


Anazarbus

Die Stadt wird im Jahre 1100 Hauptstadt des Rubeniden Thoros. Die Zitadelle enthält die Grabkirche der armenischen Könige von Kilikien. 1375 fällt Anazarbus in die Hände der Mameluken. Blick auf die Zitadelle durch ein Tor der Stadtmauer.

DAS KÖNIGREICH KOMMAGENE

Ich war nie in Arsameia am Nymphenfluß und habe den Nemrud Dag nicht bestiegen. Wenn ich im Folgenden trotzdem versuche, zu den Bildern, die mein Sohn Peter dieser Tage von der



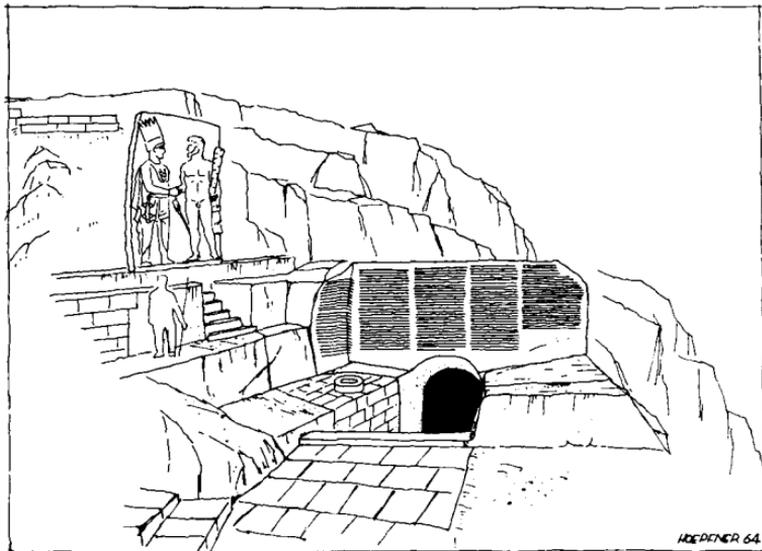
Übersichtskarte zur Lage von Arsameia am Nymphenfluß, dem Karakuşhügel und dem Nemrud Dag. (Nach Doerner, Kommagene, Seite 6).

ersten deutschen Studienreise interessierter Laien dorthin mitbrachte, einen erläuternden Text zu schreiben, mag das vermessen erscheinen. Es wird verständlicher, wenn ich dazu sage, daß unser etwas verwegener Wunsch, eine Karawane-Studienreise nach Kommagene zu veranstalten, auf einer Ausstellung in Böblingen geweckt wurde. Dort stellte unter der Leitung des Münsteraner Professors und Ausgräbers von Arsameia, Dr. F. K. Doerner, der Maler der Expedition von 1965, Alexej von Assaulenko, prächtige Bilder aus. Dazu zeigte der Verleger Friedrich Fritz seine Photos . . .

Zwischen zwei gewaltigen Grabhügeln, dem 50 m hohen Hierothesion des Königs Antiochos I. auf dem Nemrud Dag und dem Hügel Karakus, dem Grabmal der „Isias, der Mutter des großen Königs Mithradates“ breitet sich die Kernlandschaft des Königreichs Kommagene. Wo die Stadt „Kummuhi“ lag, die einst dem Land den Namen gab und von der die Annalen des Assyrsers Salmanassar III. (858–824 v. Chr.) zum ersten Male künden, weiß niemand. Zwischen Karakus und Nemrud Dag aber liegt Arsameia am Nymphenfluß, die königliche Residenzstadt, das Arbeitsgebiet von Professor Dr. F. K. Doerner.

Die wichtigsten Ergebnisse der dortigen Grabungen waren die Auffindung einer in den Fels gemeißelten Kultinschrift zum Hierothesion des Königs Mithradates Kallinikos und eines großen Dexiosis-Reliefs, das ihn mit Herakles zeigt. Beides ließ Antiochos I., Sohn der Laodike, seinem Vater zu Ehren errichten und gab in der Felsinschrift genaue Vorschriften, wie hier alljährlich und sogar allmonatlich der Geburtstag seines Vaters und sein eigener zu feiern seien.

In der Felsinschrift heißt es dazu: „An meines Vaters und meinen Geburtstagen aber, die monatlich das ganze Jahr hindurch für immer zu feiern ich angeordnet habe, soll (der Priester) unter Anlegung von persischer Kleidung, die den Priestern unseres Geschlechtes meine Gnade und die väterliche Satzung angelegt hat, alle mit den goldenen Kränzen bekränzen, die ich für fromme Verehrungen der Ahnen geweiht habe; und indem er die Mittel von dem Landbesitz verwendet, den ich für die heiligen Ehrungen des vergöttlichten Geschlechtes bestimmte, soll er reichliche Spenden an Weihrauch und aromatischen Kräutern auf diesen Altären darbringen und prunkvolle Opfer zur würdigen Ehre der vergöttlichten Ahnen und gemeinsame Opfermahle für die gesamte Garnison und Bürgerschaft ausführen, wobei er königliche Tische mit angemessenen Speisen beladen und Krüge mit Wein für reichlich gespendeten Trank, mit Wasser gemischt, füllen soll. Mit dem Garnisonskommandanten soll er auch das wachhaltende Kommando des Platzes und das ganze einheimische



Rekonstruktion des Hierothesions auf der Eski Kale Arsameias mit Felsinschrift und Dexiosisrelief. (Nach Hoepfner aus Doerner, Kommagene, Seite 63).

Volk empfangen und (ihnen) einen gemeinsamen Genuß des Festes bereiten. Für sich selbst soll er, wie es Sitte ist, als Ehrengabe seines Priesteramtes seinen Anteil auswählen, dann aber den anderen meine Gnade zum freien Genusse austeilten, damit jeder, während er an den heiligen Tagen, (zu Ehren) meines Vaters und von mir, eine ausreichende Verpflegung empfängt, das Fest unbespitzelt genießt, indem er reichlich isst und trinkt, wo es ihm beliebt. Und mit den Trinkgefäßen, die ich geweiht habe, sollen sie so lange bedient werden, wie sie im heiligen Bezirk an der gemeinsamen Zusammenkunft teilnehmen.“

Karl Sester, ein unternehmungslustiger Deutscher, hatte in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Auftrage der türkischen Regierung Vermessungen für neue Verkehrswege auszuführen, wobei er

Bild oben:

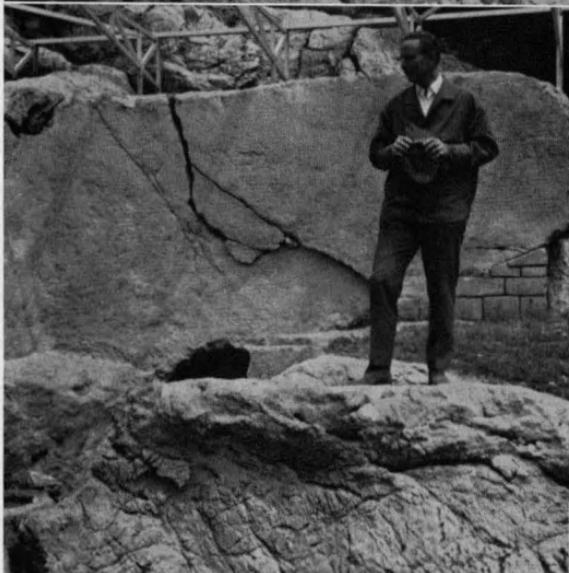
Wiederaufgestelltes Dexiosis-Relief. Links König Antiochos I. in persischer Tracht, rechts Herakles mit Keule und Löwenfell.

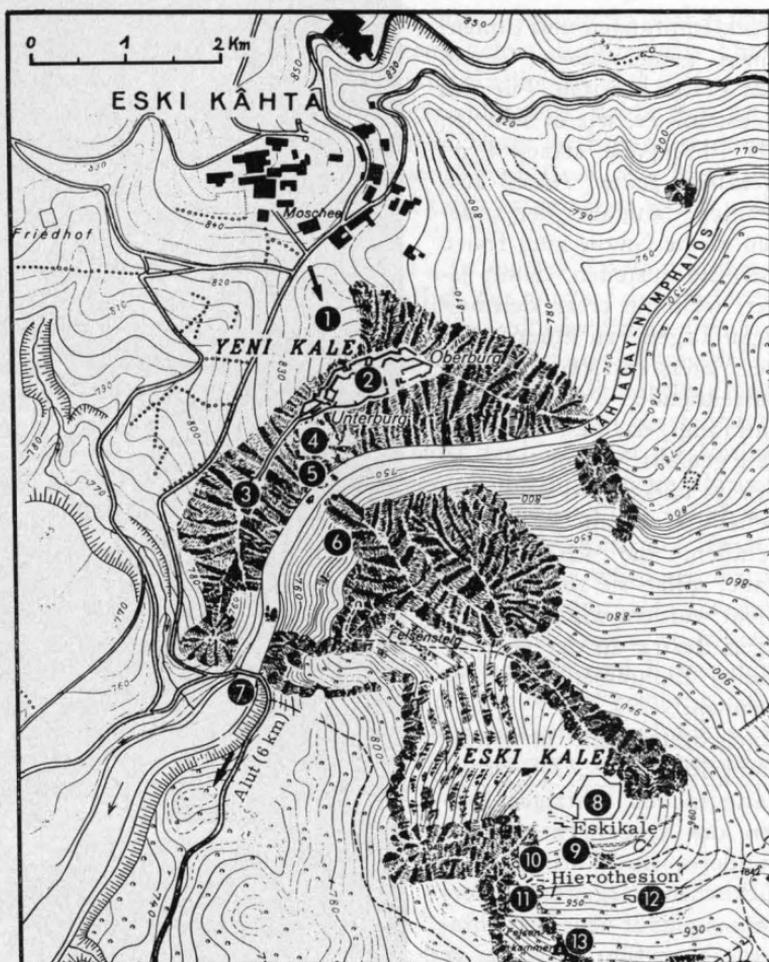
Bild mitte:

Professor Dr. F. K. Doerner vor der von ihm aufgedeckten Felsinschrift des Hierothesions bei seinem Vortrag vor den Teilnehmern der Karawane-Studienreise.

Bild unten:

Yeni Kale (Neue Burg) von Eski Kähta (Alt-Kähta) her gesehen.





Karte des Stadtgebiets von Arsameia am Nymphenfluß mit Yeni Kale (neuer Burg) und Eski Kale (alter Burg). (Nach Doerner, Kommagene).

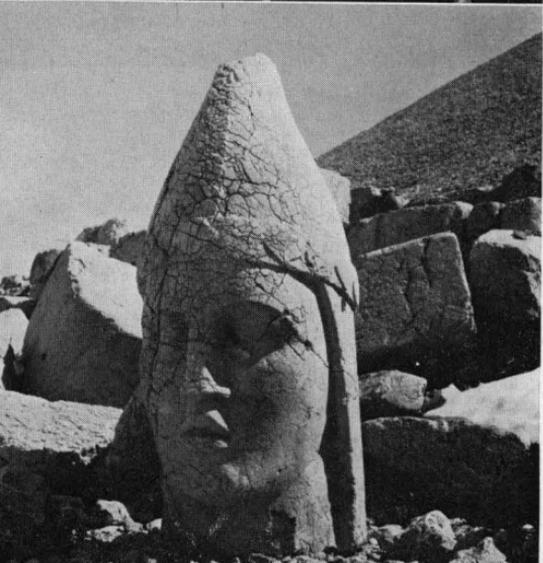
- | | |
|--|--|
| 1. Yeni Kale, Zugang | 7. Brücke über den Nymphenfluß |
| 2. Turm 4 mit Inschrift | 8. Plateau auf Eski Kale |
| 3. Vorwerk | 9. Große Kultinschrift mit Dexiosis-Relief |
| 4. Gang zum Wasser | 10. Große Felsenhalle |
| 5. Taubenschloß | 11. Sockelanlage |
| 6. Mündung des unterirdischen Ganges von Yeni Kale | 12. Mythras-Relief |
| | 13. Zwei vorgeschichtliche Höhlen. |

als erster Europäer das Heiligtum auf dem 2100 m hohen Nemrud Dag sah. Der deutsche Vizekonsul Müller-Raschdau leitete seinen Bericht an die Akademie der Wissenschaften in Berlin weiter und diese beauftragte Otto Puchstein, einen jungen Archäologen, gemeinsam mit Karl Sester 1882 mit einer ersten exakten Bestandsaufnahme. Namentlich der Inhalt der großen Inschrift



Karakuş-Hügel. Grabmal der „Isias, der Mutter des großen Königs Mithradates“, deren Tochter und Enkelin. Das Bild zeigt zwei der drei noch stehenden Säulen. Die dritte, hier nicht sichtbare Säule, trägt das Standbild des Adlers, das dem Hügel seinen heutigen Namen gibt. Der Blick schweift über das Herzland Kommagenes zum Grabmal auf dem Nemrud Dag, der Bergspitze am rechten Bildrand.

auf der Rückseite der Thronessel der Götterfiguren war so überraschend, daß bereits 1883 unter Karl Humann eine zweite Expedition ausgesandt wurde, als deren Ergebnis 1890 ein Bericht „Reisen in Kleinasien und Nordsyrien“ veröffentlicht wurde. In dessen Widmung heißt es im Hinblick auf Moltke, den tatkräfti-



gen Förderer all dieser Pläne: „dem Forschungsreisenden in Kommagene im Jahr 1839, dem Förderer der Nemrud Dagh-Expedition im Jahre 1883“.

Gleichzeitig mit den deutschen Grabungskampagnen Prof. Doerners in Arsameia 1953 fanden Grabungen auf Nemrud Dagh statt. Führend war dort Theresa Goell, die im Rahmen amerikanischer Ausgrabungen arbeitete. Auch hier handelt es sich um ein Hierothesion, eine kultische Grabanlage, wiederum von Antiochos I., aber diesmal von ihm für ihn selber erbaut.

Auf dem 2100 m hohen Gipfel dieses von keinem Vorberg verdeckten Berges der armenischen Tauruskette erhebt sich ein 50 m hoher Grabhügel mit drei vorgelagerten Terrassen, von denen die Ost- und die Westterrasse Bildschmuck tragen. König Antiochos I., der Erbauer der Kultstätte, sagt selber in der

Bild oben:
Karakuş-Hügel

Bild mitte:
Hierothesion des Königs Antiochos I. auf dem Nemrud Dag. Kopf der „Neuen Tyche“, der Personifikation des „allnährenden Heimatlandes Kommagene“.

Bild unten:
Ebenda. Kopf des Königs Antiochos I. von Kommagene.

Inschrift, die er dort einmeißeln ließ:

„Als ich die Anlage dieses Hierothesions, unzerstörbar durch die Schädigungen der Zeit, in nächster Nähe der himmlischen Throne zu errichten beschloß, in welchem die bis ins Greisenalter hinein wohlerhaltene Hülle meiner Gestalt, nachdem sie die gottgeliebte Seele zu den himmlischen Thronen des Zeus Oromasdes entsandt hat, durch die unermessliche Zeit ruhen soll, da nahm ich mir vor, auch diesen heiligen Ort zur gemeinsamen Thronstätte aller Götter zu machen, damit nicht nur die heroische Schar meiner Ahnen, die du vor dir siehst, durch meine Fürsorge hier aufgerichtet sei, sondern auch die auf heiligem Hügel geweihten göttlichen Gestalten der großen waltenden Götter für meine Frömmigkeit auch an dieser Stelle als Zeugen dienen“.

Die einzelnen Standbilder der Ost- und Westterrasse stellen monumentale Götterfiguren dar. Die Ostterrasse,

Bild oben:

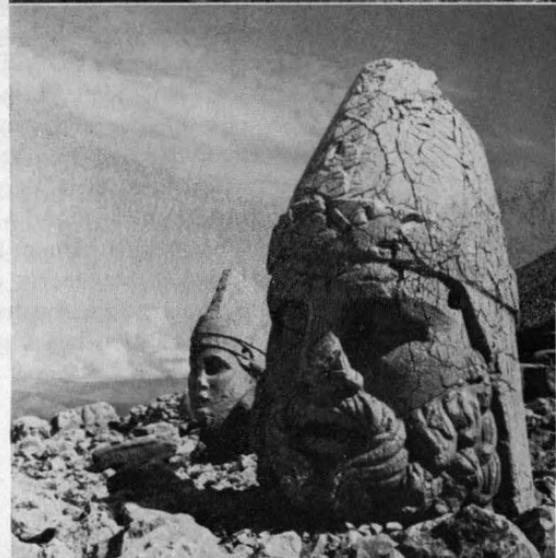
Hierothesion des Königs Antiochos I. von Kommagene auf dem Nemrud Dag. Blick auf die Ostterrasse.

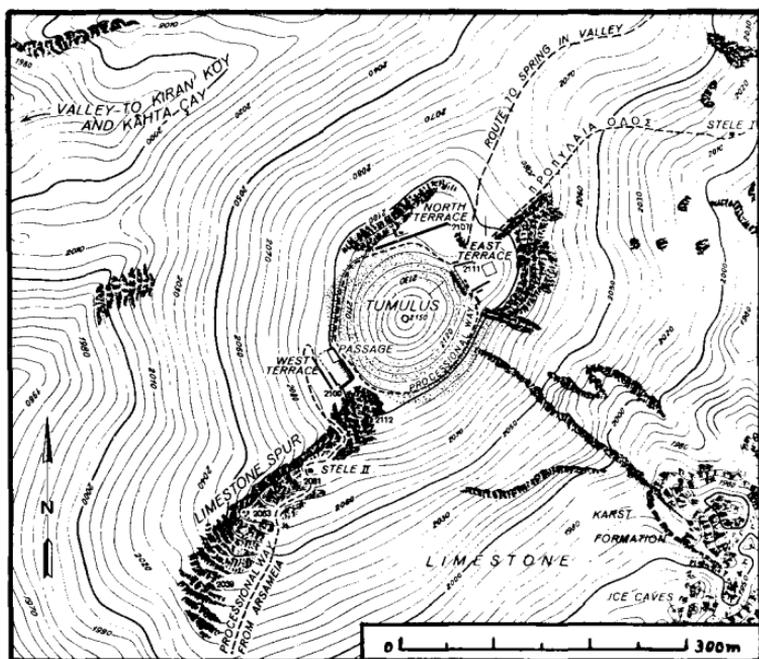
Bild mitte:

Links Kopf des Wächter-Adlers und des Wächter-Löwen auf dem Nemrud Dag, rechts des Gottes Helios - Hermes.

Bild unten:

Im Hintergrund Kopf des Gottes Helios - Hermes, davor Kopf des Zeus - Oromasdes.





Übersichtskarte des Hieroglyphens von König Antiochos I. von Kommagene auf dem Nemrud Dag. In der Mitte der Grabhügel (Tumulus), rechts davon die Ostterrasse mit Altar, links die Westterrasse. Auf Ost- und Westterrasse stehen die Figuren der Götter und des vergöttlichten Königs. (Nach H. Brokamp, T. Goell und F. K. Doerner [American Schools of Oriental Research] aus Doerner, Kommagene, S. 20).

die bei der Veranstaltung der auch hier gesetzlich verankerten, allmonatigen Kultfeiern den Vorrang genoß, zeigt dazuhin zu beiden Seiten des Hauptaltars auf Reliefplatten jeweils einen Ahnherrn oder eine Ahnfrau väterlicherseits und dazu auf der Rückseite eine entsprechende Beschriftung. Angeführt wurde diese Ahnreihe von Dareios I., dem Stammvater des achämenidischen Königshauses. Auf der Westterrasse ist die mütterliche Ahnenreihe dargestellt. Wesentlich ist der wiederholte Hinweis, daß des Königs Mutter die seleukidische Prinzessin Laodike war, eine Tochter des Seleukiden Antiochus VIII.

Auf dem schönsten der erhaltenen Dexiosis-Reliefs, dem von Arsameia, reicht der vergöttlichte König Mithradates in persischer Tracht Herakles, dem Vertreter der griechischen Götterwelt, gleichberechtigt die Hand – auf dem Nemrud Dag ist betont, daß die väterlichen Ahnen zu dem Stammvater der Achämeniden, Dareios I., hinführen, die mütterlichen zu den Seleukiden. Damit kommt zum Ausdruck, daß sich die Könige Kommagenes als Mittler zwischen Ost und West sahen. Sie fühlten

sich von den Göttern dazu berufen und waren zutiefst vom Glauben an diese Sendung durchdrungen.

Es war die geographische Lage ihres Landes, die gleich dem des früher hier entstandenen Reiches von Urartu und des späteren Armenien gleiches oder zumindest ähnliches Geschick heraufbeschwor. Immer lag dieser Raum zwischen den Großreichen des Westens und Ostens, zwischen Rom und den Parthern, zwischen Byzantinern und Sassaniden – genau so, wie unsere deutsche Heimat sich nach West und Ost wehren mußte und wehren muß. In dieser Situation suchten die Könige Kommagenes, allen voran Antiochos I., die Synthese beider Seiten. Auf dem Nemrud Dagthronten Zeus-Oromasdes; Hera-Teleia, Artagnes-Herakles, Mithras-Apollon und Helios-Hermes . . .

Antiochos selber spricht davon in der Felsinschrift von Arsameia: „Allen aber, denen ein Sinn eignet, rein von ungerechtem Leben, aber voller Eifer auf heilige Werke, sollen getrost das Anlitz der Götter schauen und den glücklichen Spuren der Seligen folgen, und sie sollen auf glücklichen Pfaden auf Grund der Verehrung gegenüber uns einen guten Lebensweg zu eigenen Hoffnungen haben. Diese alle sollen hohen Sinnes aus der Nähe das große himmlische Haus Zeus sehen und nahe den Augen und Ohren der Götter pflichtgemäße Gelübde und heilige Opfer leisten. Indem sie unsere Pracht der Weihgeschenke und unseren ewigen Ruhm besingen und mit geziemenden Opfern verehren, sollen sie bei ihren frommen Gebeten als erhörenden und gnädigen Mitstreiter ihrer guten Werke Zeus-Oromasdes haben und neben ihm als Helferin Hera-Teleia, und dazu Artagnes-Herakles und Mithras, der Apollon ist und Helios und Hermes, der von den Göttern die vielstimmigste Rede hat. Sie sollen alle Gestalten der gnädigen vergöttlichten Ahnen als nicht trügende Propheten eines glücklichen Lebens und als Mitstreiter bei gutem Tun für immer finden“.

Das religiöse Band, mit dem Antiochos das Ost-Westproblem seiner Zeit durch die Verknüpfung der Götter beider Seiten meistern wollte, erwies sich als zu schwach – Kommagene wurde in der Auseinandersetzung mit Rom, im „kommagenischen Krieg“ des Jahres 72 n. Chr., endgültig dem römischen Reiche einverleibt, die königliche Familie mußte nach Rom übersiedeln und ging dort in der römischen Aristokratie auf . . . C. Julius Antiochus Epiphanes, besser bekannt unter seinem Beinamen Philopappos („der seinen Großvater verehrende“), hat als römischer Konsul in Athen dort von 114–116 n. Chr., der Akropolis gegenüber, sein Grabmal erbaut. Er ist der letzte Nachfahre kommagenischer Könige, von dem die Geschichte berichtet.

DER ISAK PASA SARAY IN DOĞUBAYAZIT

Doğubayazit ist trotz seiner schönen Lage am Südfuß des Ararat ein häßlicher Ort. Die niedrigen Häuser haben einen provisorischen Charakter und die beiden kleinen „Otelis“ rufen alles andere als den Wunsch wach, in ihnen eine Nacht zu verbringen. Die kleine Stadt ist erst nach dem ersten Weltkrieg entstanden, nachdem das alte Bayazit von den Russen bei ihrem Abzug 1918 zerstört worden war. Die vielen Gemischtwarenläden, die Restaurants, die diesen vornehmen Namen allerdings wohl kaum verdienen, sind das Zeichen, daß wir uns in der letzten größeren türkischen Station vor der iranischen Grenze befinden. Unser Ziel ist der İsak Paşa Saray in der alten Stadt, deren Ruinen etwa 8 km entfernt in südöstlicher Richtung liegen. Der erste Versuch, dorthin zu gelangen, endete an einer Wasserbarriere: Ein sonst trockenes Flußbett war durch einen plötzlichen Regen zu einem reißenden Strom geworden. Unser Hilfs-Chauffeur wollte unbedingt seinen Mut beweisen und entledigte sich seiner Oberkleider; nur unser energisches Eingreifen hielt ihn davon ab, den Kampf mit dem Wasser aufzunehmen. Selbst die Pferde der einheimischen Reiter scheuten, nur ein Maultier passierte gleichmütig das Hindernis. Wir begnügten uns also vorerst mit einem Blick auf den Saray, der wie eine Burg auf einem Hügel vor hohen Bergen liegt, immer wieder verdeckt durch tiefhängende, schnell dahinziehende Wolken, ein romantischer Eindruck, der an ein Bühnenbild für eine Wagneroper erinnerte.

Am nächsten Morgen kamen wir wieder, das Wasser war zurückgegangen, und bei strahlendem Sonnenschein sah alles ganz anders aus. Wir erreichten den ausgedehnten Trümmerbezirk der Stadt; an einem hohen Felsmassiv konnte man zwei übereinanderliegende Mauerketten erkennen, darunter eine gut erhaltene kleine Kuppelmoschee. Der seitlich auf einem Plateau liegende Palast zeigte erst jetzt das ganze Ausmaß seiner Zerstörung. An die urartäische Festung erinnerte noch ein Relief an der Felswand; es zeigt zwei Männer in assyrischer Tracht mit einem Keilschrifttext. Der Name Bayazit erinnert daran, daß hier im Jahre 1403 der osmanische Sultan Bayazit I., der auch Yilderim (Blitz) genannt wurde, in der Gefangenschaft des Mongolenfürsten Tamerlan starb. Der Gedanke macht uns den Ort irgendwie vertrauter, weil wir ihn damit in unser Geschichtsbild einbeziehen können.

Der Palast wurde um 1700 von dem Kurdenemir İsak Paşa erbaut. Die hohen Umfassungsmauern geben ihm einen festungsartigen Charakter, aber schon das repräsentative Ostportal läßt erkennen, daß wir es mit einem fürstlichen Wohnsitz zu tun haben. Die typische Dreiteilung ist auch heute noch klar zu erkennen, das für die alten islamischen Paläste allgemein verbindliche System, wie wir es beispielsweise auf der Alhambra oder beim Alten Saray von Istanbul kennen: Durch das erste Portal erreicht man einen Hof, der sicher für die Wachen bestimmt war, heute stark zerstört. Das zweite Portal, axial auf das erste bezogen, führt in den zweiten Hof, der auch eine rechteckige Form hat. An der Seite erhebt sich die gut erhaltene Moschee, ein kubischer Bau, von einer Tambourkuppel gekrönt, überragt von dem runden Minarett mit Stalaktitenumgang und kegelförmigem Dach. Vor dieser Moschee befand sich die fürstliche Grablege. Davon hat sich die Türbe erhalten, ein kleiner polygonaler Bau, der überaus reich gegliedert und geschmückt ist. Die Kanten des Vielecks sind durch Säulenbündel betont, die auf einer Sockelzone stehen. Die Wandflächen sind mit Reliefs geschmückt; sie stellen Ziersträucher in Kübeln und Medaillons dar. Das Dach selbst erscheint vielfach gefaltet wie ein Lampenschirm. Daneben stehen zwei kleine Steinhäuser, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit unseren Hundehütten haben; sie sind der Zugang zu den eigentlichen Gräften. Früher war dieser Friedhof mit einer niedrigen Mauer umzogen und mit Bäumen bepflanzt. Neben der Moschee erhebt sich der Selamlik, der Ort der Begrüßung, in dem sich die Männer versammelten, wo Audienzen abgehalten wurden und wo wohl auch Recht gesprochen wurde.

Ein drittes Tor, höher und reicher geschmückt als die vorigen, führt in den Harem. Um einen repräsentativen Salon gruppieren sich lange schmale Räume und eine quadratische, gewölbte Küche, die offenbar ganz beträchtliche Menschenmassen versorgen konnte. Auch als Ruine macht der Salon immer noch einen festlichen Eindruck. Der Wandsockel ist mit einem geometrischen Muster aus schwarzen und weißen Steinen verziert, die Wände sind durch Schein Fenster gegliedert, und vier gekantete Säulen, durch Spitzbogen mit den Längswänden verbunden, stehen noch aufrecht. Nur an Stelle der Decke ist der Himmel getreten, und als Fußboden dient ein Grasteppich. Die große Überraschung von Doğubayazıt ist die Reliefdekoration. Das üppige Rankenwerk, die phantastischen Blumen- und Baumbilder knüpfen an die alte armenische Bildtradition an, sind aber im barocken Sinn plastischer und bewegter. Seltener fühlt man sich an indische Bildformen erinnert. Armenisch ist auch die gute Mauertechnik,



Dogubayazıt. Işak Paşa Sarayı (erbaut Ende des 18. Jahrhunderts).

die Gliederung der Wände durch Halbsäulen und Archivolten. Der seldschukische Beitrag wird in der polychromen Steinsetzung sichtbar, dem Stalaktitendekor und der Form der Türbe. Die Moschee selbst und ihr Minarett weisen nach Istanbul. Daß die eigenartige, barocke Dekorationsform nicht eine einmalige Erscheinung ist, die auf diesen Palast beschränkt blieb, könnten wir sehen, wenn wir über die Grenze nach Persien fahren würden und dort das Thaddeus-Kloster bei Maku besichtigten. An der dortigen großen Kirche, die 1328 nach einem Erdbeben an die ältere sogenannte „schwarze“ Kirche angebaut worden ist,

haben sich ganz ähnliche Reliefs erhalten. Auch hier erscheint die Pinie, der Baum der Freude und des Paradieses, von Rankenwerk umschlungen. Die Reliefs stammen natürlich nicht aus der Erbauungszeit, sondern von einer der späteren Restaurationen, die in den Archiven des Bischofs von Täbriz urkundlich bezeugt sind. Wir können mit Hilfe des Stilvergleichs sagen, daß am Palast in Doğubayazit und an der großen Kirche des Thaddeus-Klosters die gleiche Bildhauerwerkstatt gearbeitet haben muß.

Dieses Kloster in Persien ist übrigens seit 1954 wieder zu einem bedeutenden Wallfahrtsort geworden, und aus aller Welt kommen in jedem Jahr, am Todestag des Apostels, Armenier hier zusammen, um ihre kirchliche Zusammengehörigkeit zu bezeugen. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte der Gouverneur von Aserbaidschan, Abbas Mirza, sogar die Absicht gehabt, den Sitz des armenischen Katholikos von Edschmiatsin hierher zu verlegen. Er beabsichtigte, dazu eine Nachbildung der dortigen Kathedrale erbauen zu lassen. Der Plan wurde später aufgegeben – wahrscheinlich weil die politische Entwicklung zwischen Persien und Rußland seine Ausführung unmöglich machte. Sowohl der Palast in Doğubayazit wie auch das Thaddeus-Kloster werden derzeit restauriert.



Doğubayazit. Türbe im zweiten Hof des İshak Paşa Sarayı.

DR. FRANZ ULRICH SIMON
**MIT DER BAGDADBAHN
IN DAS LAND DER HETHITER**

Wir kamen von Bagdad, hatten in Mossul gegenüber Ninive gefrühstückt und waren auf dem Wege vom Assyrischen ins Hethitische, in die Südtürkei. Mit der Bagdadbahn, auch Taurus-Express genannt, dampften wir gemächlich und eingleisig schon den ganzen schönen Tag durch die Steppen des nördlichen Irak und den topfebenen syrischen Entenschnabel, jene politische Landzunge zwischen Mossul und der türkischen Südgrenze.

Einen ganzen Schlafwagen nannten wir unser und waren guter Dinge. Nur eines störte unsere Beschaulichkeit, nämlich daß unser Zug garnicht dahin fuhr, wo man uns am nächsten Tag zur Fortsetzung unserer Reise mit dem Omnibus erwartete. Dieser morgige 14. Reisetag hatte laut Prospekt folgendes Programm:

„Ankunft mit dem Taurus-Express in Gaziantep/Türkei am frühen Morgen. Busfahrt nach der berühmten Ausgrabungsstätte Zindschirli, der Hauptstadt eines hethitischen Kleinfürstentums. Weiterfahrt nach Adana.“

Der Orient ist jedoch immer voller Überraschungen. Die heutige Überraschung war, daß dieser Zug wohl bei Nusaybin die türkische Grenze erreichen und dann etwa 300 km unentschieden an



Halt an der Grenzstation Nusaybin, dem antiken Nisibis.

ihr entlang fahren würde, um aber dann, statt die nördliche Route nach Gaziantep zu nehmen, böswillig nach Süden abzubiegen und uns nach Aleppo/Syrien zu befördern. Dann, so sagte man uns, werde er allerdings wieder in die Türkei kommen und auch nach Adana fahren. Dort würden wir dann ganz ohne Hethitisches am Abend unseres so schön geplanten 14. Reisetages aus dem Zug klettern können und gerade noch Zeit haben, zum Abendessen im Hotel zu sein.

Unter größeren Verschnaufpausen für die altersschwache Lokomotive kamen wir langsam, aber unaufhaltsam der türkischen Grenzstation Nusaybin näher. Noch auf syrischem Boden hatten wir süßen Raki und andere scharfe Getränke eingekauft und auf Nusaybin getrunken. Denn wenn der Reiseleiter hier erreichen konnte, daß unser Schlafwagen abgekoppelt und nach Gaziantep geleitet würde, dann wäre morgen alles gut.

Eigentlich waren die Hoffnungen garnicht so unbegründet; dieses Nusaybin ist ja nicht irgendein beliebiges Nest, nein, es handelt sich hier um das alte Nisibis. Schon im Jahre 800 v. Chr. war Nisibis die Hauptstadt eines Aramäerstaats. Antiochia in Mygdonien hieß es unter den Seleukiden, es war später ständig Zankapfel zwischen Römern und Parthern. Ephraem der Syrer lebte hier, der berühmte Kirchenvater des Ostens. Er mußte nach Edessa auswandern, als Kaiser Jovian im Jahre 365 die Stadt den Sassaniden abtrat. Ephraems Schüler kamen als Nestorianer beim Konzil von Ephesus im Jahre 431 in Ungnade. Sie kehrten daraufhin ins persische Nisibis zurück, gründeten die „Neue Schule von Nisibis“ und gaben mit ihr der autonomen Kirche Persiens neue Impulse, die sich in einer Missionstätigkeit bis nach China auswirkten.

Nisibis, einst berühmt ob seiner Rosen und Obstgärten, ist heute ein kleines, staubiges Nest. Die Honoratioren der Stadt zeigten sich uns in Gestalt eines dicken Bahnhofsvorstands mit energischer Nase. Nusaybin ist eben doch nicht mehr das alte Nisibis, und so befriedigte seine Auskunft wenig. Zwar, so meinte er, habe der Zug in Karkemisch Anschluß nach Gaziantep, aber abkoppeln könne er unseren Schlafwagen nicht lassen. Den Befehl hierzu könne nur die Generaldirektion in Ankara geben und die sei heute nicht mehr zu erreichen. Immerhin würden jetzt zwei Wagen nach Gaziantep an den Zug angehängt und es stehe uns frei, im Laufe der Nacht in diese Wagen, sofern sie nicht überfüllt seien, was aber zu befürchten sei, umzusteigen.

Dann gab der Bahnhofsvorstand der Lokomotive majestätisch ein Zeichen und das kleine, staubige Nusaybin entschwand unseren Blicken. Es wurde Nacht, der Taurus-Expresß dampfte mit

erhöhter Geschwindigkeit die syrisch-türkische Grenze entlang nach Westen. In den Abteilen wurden die Lunchpakete hervorgeholt, und als das letzte Käsebrod verspeist war, hielt der Zug an einer kleinen türkischen Station. Wir stehen inzwischen alle vor unseren Abteilen. Drinnen werden die Betten gemacht und wir beraten: Sollen wir in Karkemisch nachts um 2 Uhr unseren Schlafwagen verlassen und in die überfüllten Wagen nach Gaziantep steigen? Auch das ist ein Risiko, denn vielleicht erwartet uns in Gaziantep niemand, weil unsere türkischen Freunde inzwischen erfahren haben, daß der Schlafwagen nicht dorthin kommt. Der Reiseleiter hat sie nämlich telegrafisch gebeten, uns entgegenzufahren. Aber kam das Telegramm an?

Der Zug hält immer noch an dem kleinen Bahnhof, und wir sehen, daß die Station Ceylanpinar/Ras el Ain heißt. Da liegt nun knapp vor dem Bahnhof in der Dunkelheit der Tell Halaf, das Guzana der Hethiter und Aramäer, wo Max v. Oppenheim schon vor dem ersten Weltkrieg einen hethitischen Palast freilegte. Hier an den Ufern des Khabur ist der Platz, welcher der Tell Halaf-Periode ihren Namen gegeben hat. Man erinnert sich – Steinkupferzeit, die herrlichen polychrom bemalten Keramiken, die an zahlreichen Stellen von Mesopotamien bis zum Mittelmeer gefunden wurden.

Das Ergebnis unserer Tell-Halaf-Beratung ist, daß wir mit orientalischem Gleichmut dem Schicksal und dem Schlafwagen seinen Lauf lassen. Wir bleiben im Schlafwagen, wohin er auch fahren mag, denn ein Schlaf in weichen Betten ist durch nichts zu ersetzen. Nur der Reiseleiter wird während des Aufenthalts in Karkemisch nach unseren türkischen Freunden Ausschau halten, kein beneidenswertes Amt nachts um 2 Uhr. Aber er ist ja ein großer Bewunderer der Hethiter und der Bahnhof, auf dem er nun mitten in der Nacht promeniert, ist ja kein gewöhnlicher Bahnhof, es ist schließlich der Bahnhof von Karkemisch.

Einsam auf dem nächtlichen Bahnsteig denkt er wohl jetzt an diese blühende Handelsstadt, welche an der Karawanenstraße lag, die von Mesopotamien über Mari in den Taurus und auf die anatolische Hochebene führte. Aplahanda, König von Karkemisch, war ein Vasall von Schamschiadad, dem König von Assur und Zeitgenossen Hammurabis. Aplahandas Sohn schloß sich, als sich die Kräfteverhältnisse gewandelt hatten, Zimrilim von Mari an. Supiluliuma I. eroberte Karkemisch 1375 v. Chr. und gliederte es dem hethitischen Machtbereich ein. Karkemisch blieb bedeutend, nachdem die Seevölker das großhethitische Reich zerstört hatten; hier fand Leonard Wooley mit die lebendigsten Bil-



Einladung zum Tee in der türkischen Grenzstation Islahye. Ganz links am Tisch Prof. Dr. Ulrich Mann, Universität Saarbrücken, Mentor dieser außergewöhnlichen Karawane-Studienfahrt.

der spähethetischen Lebens in den zahlreichen Orthostaten der Prozessionstraße und des Palastes, etwas ungeschlachte Bilder aus Basaltstein gehauen. Der Assyrer Sargon II. eroberte schließlich die Stadt, aber in Schutt und Asche legte sie erst Nebukadnezar auf einem seiner Feldzüge gegen Ägypten.

Heute werden in Karkemisch die Gaziantep-Wagen abgekoppelt, der Reiseleiter sucht unsere türkischen Freunde ohne Erfolg, vom Euphrat weht ein kühler Wind herauf. Teschup, der hethitische Wettergott, ist uns nicht wohlgesinnt.

Ja, und dann fährt der Zug wieder an, der Reiseleiter begibt sich zur Ruhe, und am nächsten Morgen, einem strahlend schönen Tag, stehen wir mit unserem Schlafwagen in Aleppo und holen uns Tee und Brot aus einer Bude am Bahnsteig, während hoch oben in der Türkei, in Gaziantep, das für uns vorbereitete und bezahlte Frühstück wahrscheinlich von anderen verzehrt wird.

Gegen 10 Uhr geht es weiter, nun nach Norden, Adana zu. Während wir durch das schöne Tal des Karasu fahren, beginnt der Magen zu knurren. In Islahye, der türkischen Grenzstation, sind wir um 2 Uhr mittags. Ein liebenswürdiger Zollbeamter tröstet uns mit einer Einladung zu Tee über das entgangene Mittagessen hinweg und bittet uns, sich für ihn beim türkischen Ministerpräsidenten wegen einer Versetzung zu verwenden. Jetzt

haben wir uns damit abgefunden, daß der Tag als Bahnreisetag endet. In der nächsten Station, so verheißt man uns, wird ein Speisewagen angehängt, so daß der Rest der Fahrt wenigstens leibliche Genüsse bringt. Aber wo mag nur unser türkischer Reisebus sein? Diese nächste Station, Fevzipascha, liegt ganz in der Nähe von Zindschirli, unserem heutigen Programmpunkt. Wenn der Bus nun dort stünde . . . aber diese Hoffnung ist zu gering, um ernsthaft erwogen zu werden.

Nach zwei Stunden Aufenthalt windet sich der Zug endlich den steilen Berg hoch nach Fevzipascha, dem Speisewagen entgegen. Aber: der Orient ist voller Überraschungen. Fevzipascha. Der Bus ist da, der türkische Reiseführer ist da, schnell aussteigen, Speisewagen ade, und eine Viertelstunde später stehen wir auf dem grünen Tell von Zindschirli, wunderschön inmitten eines breiten Tales gelegen, von hohen Bergen umgeben. Wir sehen die Reste der hethitischen Rundburg, wo König Barrakub wohnte, der von sich sagte, er habe das Haus seines Vaters schöner gemacht als irgendeines der großen Könige, und wir stehen am Burgtor, in das Assarhaddon im Jahre 680 v. Chr. sein riesenhaftes Standbild stellen ließ, welches zeigt, wie er unterworfenen Könige an einem durch deren Nasen gezogenen Strick hält, zum Zeichen dafür, daß es mit der hethitischen Herrlichkeit zu Ende war.

Diese Stele ist allerdings nicht hier, sondern in Berlin, und von König Barrakub sehen wir hier auch nichts und auch nicht seinen Palast, aber wir spüren eine besondere Art von genius loci wie schon in Nisibis, Tell Halaf und Karkemisch, Orte, die für uns diesmal eine ganz eigenartige Bedeutung erlangten. Hier in Zindschirli ist's das köstliche Gefühl der Freiheit vom Taurus-Express. Wir haben wieder Auslauf, es wird weiterbesichtigt, auch wenn wenig zu sehen ist, wir haben den Anschluß ans Programm gefunden. Teschup, der Wettergott, der eben beginnt, Gewitterwolken zusammenzubrauen, ist uns doch noch gnädig gewesen.

Aus dem Kreis unserer Freunde

Wir freuen uns, einem der getreuesten Mentoren gratulieren zu dürfen: Dr. Georg Guntram ist kurz vor Ostern dieses Jahres zum Gymnasialprofessor ernannt worden. Wer mit ihm reiste, weiß, daß er auf jeder seiner vielen Reisen seine reiche Erfahrung und sein Wissen voll einsetzte und mit seiner ganzen Kraft zum guten Gelingen beitrug.

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender Gymn.-Prof. Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich. Die vorliegende Nr. 2 – 1968 kostet für Einzelbezieher DM 3.50, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 8.–, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis:

Archiv der Karawane Karte Seite 53; Karten Seite 4, 20 von A. K. Lutz/Archiv Karawane; Peter Albrecht: Titelbild, Seiten: 7, 9, 11, 13, 14, 16, 17 oben, 19, 29, 31, 35, 37, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 65, 67, 68, 69, 74, 75; Dr. Hellmuth Hell, Seiten: 21, 23, 27, 33; Katholik Achmiadzin (Schimanski), Seite: 43, 49, 50; Dr. F. U. Simon, Seite 76, 79. Die Karten und Rekonstruktionen auf Seite 63, 64, 66, 70 sind mit freundlicher Genehmigung des Verlegers, Herrn F. Fritz, dem Buch des Codex-Verlages „Kommagene“ von K. F. Doerner entnommen. Das Bild S. 17 unten (Warzahan) desgleichen dem Buch W. Bachmann, „Kirchen in Armenien und Kurdistan“, Tafel 41 oben.

Besonderer Dank

sei Herrn Prof. Dr. F. K. Doerner auch an dieser Stelle gesagt für seine Beratung bei der Planung der ersten Karawane-Studienreise nach Kommagene und für seine lebenswürdige Betreuung und Führung in Arsameia.

Die Abteilung Buchversand

des Karawane-Verlags, 714 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96 liefert Ihnen gerne porto- und verpackungsfrei jedes gewünschte Buch. Insbesondere empfehlen wir:

Zum Thema Kommagene des vorliegenden Heftes:

Friedrich Karl Doerner

KOMMAGENE – ein wiederentdecktes Königreich. 248 Seiten, davon 151 Seiten Text mit 122 Abb. und Plänen und 52 Tafeln mit Bildern des Malers Alexej von Assaulenko, 22 x 31,5 cm, DM 28.80

*

Vera und Hellmut Hell schrieben von ihren Karawane-Studienreisen:

REISEN IN DEN ORIENT – Abenteuer inbegriffen.

Das sehr reich illustrierte Werk schildert Erlebnisse auf Karawane-Studienreisen in die Welt des Islam. 100 Seiten mit 88 Abbildungen, 2 Farbtafeln, 18 x 24 cm, Leinen DM 26.–

Von denselben Autoren sind erschienen:

DIE GROSSE WALLFAHRT DES MITTELALTERS. Kunst an den romanischen Pilgerstraßen durch Frankreich und Spanien nach Santiago de Compostela. 268 Seiten, 164 Tafeln, 8 Farbtafeln, 26 x 32 cm, Schutzumschlag, Leinen DM 58.–

ISTANBUL – DIE STADT AM GOLDENEN HORN. 20 Seiten Text, 112 Bildseit. 22 x 27 cm, Schutzumschl., Leinen DM 28.–

DIE NÄCHSTEN KARAWANE- STUDIENREISEN IN DIE TÜRKEI

ARMENIEN

68/2-TA 16. 7.-31. 7. 1968 Reiseleitung: Peter Albrecht
Flug-/Busreise (3. Wiederholung)
Flug: München - Istanbul - Trapezunt. Bus: Trapezunt - Sumelas -
Erzurum - Horasan - Kars - Ani - Dogubayazit - Agri - Van See -
Toprakkale - Ahtamar - Varag - Hosap - Ahlat - Tatvan. Flug: Van -
Istanbul - München (Höchsteilnehmerzahl 25). Nahezu ausverkauft.
Vollpension **DM 1885.-**

KONSTANTINOPEL - ISTANBUL

68/2-LT2 2. 9.-14. 9. 1968 Reiseleitung: Dr. R. Budin
Busreise
Bus: Linz/D. - Salzburg - Pettau - Zagreb - Nisch - Sofia - Plovdiv
- Edirne - Istanbul (3tägiger Aufenthalt) - Kavalla - Saloniki - Florina
- Ohrid - Laibach - Linz/D.
Halbpension **DM 550.-**

Ein L vor dem Buchstaben der Reisennummer besagt, daß die Reise vom Zweig
Linz der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde organisiert wird. Bei dieser
Reise erfolgt Unterbringung in einfacheren Hotels. Zustiegemöglichkeit für
Deutsche aus der Bundesrepublik unterwegs möglich.

UNSERE ERHOLSAME KARAWANE-STUDIENKREUZFAHRT IM HERBST 1968:

ATHEN - ISTANBUL, REISE IN DAS KLASSISCHE GRIECHEN- LAND UND SEINE INSELWELT RUND UM DIE ÄGÄIS

68/2-G 28. 9.-13. 10. 1968 Kreuzfahrt mit MS „Jadran“
Reiseleitung: Univ.-Prof. Dr. U. Mann u. a.
Bahn: München - Venedig. Schiff: Venedig - Ithaka - Piräus/Athen -
Heraklion (Kreta)/Knossos - Mallia/Lato - Aghios Nicolaos - Rhodos/
Lindos - Izmir/Pergamon/Dikili - Istanbul (2 Tage) - Samothrake -
Limnos - Delos - Mykonos - Itea/Delphi - Dubrovnik - Venedig.
Bahn: München. (Bei genügender Teilnahme besteht die zusätzliche
Möglichkeit zu einer Fahrt über Land von Izmir über Akhisar-Bursa
nach Istanbul.)
Alles, auch Landausflüge, volle Verpflegung an Bord und Logbuch
eingeschlossen, ab und bis München **ab DM 1230.-**



Anmeldung, Prospekte, Auskunft:

Büro für Länder- und Völkerkunde Dr. Kurt Albrecht

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 071 41 / 23087